



(Erstveröffentlichung des untenstehenden Manuskriptes: 1997 im Fischer Taschenbuch Verlag.  
Das Buch ist inzwischen leider nicht mehr lieferbar.)

*Norbert Fischer*, Dr. phil., Jahrgang 1957, Sozial- und Kulturhistoriker, Lehrbeauftragter und Habilitand an der Universität Hamburg. Promovierte über die Geschichte der Friedhöfe („Vom Gottesacker zum Krematorium – Eine Sozialgeschichte der Friedhöfe in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert“; Online-Version: [www.sub.uni-hamburg.de/disse/37/inhalt.html](http://www.sub.uni-hamburg.de/disse/37/inhalt.html)). Mitglied im Beirat für Grundlagenforschung der „Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal“ und Mitherausgeber der „Studien zur Sepulkralkultur“; Redaktionsleiter von „Ohlsdorf – Zeitschrift für Trauerkultur“.

Forschungsschwerpunkte: Geschichte des Todes und der Friedhöfe; Landschafts- und Regionalgeschichte; maritime Kultur und Küstengeschichte.

Veröffentlichte mehrere Bücher zur Geschichte des Todes sowie zu regional-, sozial- und kulturgeschichtlichen Themen, zuletzt „Wassersnot und Marschengesellschaft“ (Stade 2003).

Buchpublikationen zum Thema „Tod“:

- Nekropolis – Der Friedhof als Ort der Toten und der Lebenden. Stuttgart 2004 (Hrsg., zus. mit Markwart Herzog; i. Vorbereitung)
- Zwischen Tabu und Faszination: Berufsgruppen in der Totenfürsorge. Stuttgart 2003 (Hrsg., zus. mit Markwart Herzog)
- Zwischen Trauer und Technik: Feuerbestattung – Krematorium – Flamarium. Eine Kulturgeschichte. Berlin 2002
- Geschichte des Todes in der Neuzeit. Erfurt 2001
- Wie wir unter die Erde kommen – Sterben und Tod zwischen Trauer und Technik. Frankfurt/M. 1997
- Vom Gottesacker zum Krematorium. Eine Sozialgeschichte der Friedhöfe in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert. Köln/Weimar/Wien 1996 (Online-Version: [www.sub.uni-hamburg.de/disse/37/inhalt.html](http://www.sub.uni-hamburg.de/disse/37/inhalt.html))
- „Das Herzchen, das hier liegt ...“ Historische Friedhöfe in Deutschland. Hamburg 1992
- Raum für Tote. Die Geschichte der Friedhöfe von den Gräberstraßen der Römerzeit bis zur anonymen Bestattung. Braunschweig 2003 (zus. mit Barbara Happe/Barbara Leisner/Helmut Schoenfeld/Reiner Sörries)

**Kontakt:** Dr. Norbert Fischer, Auf dem Sand 8, 21271 Hanstedt/Nordheide,  
Tel + Fax 04184/8373, e-mail: [norbertfischer@t-online.de](mailto:norbertfischer@t-online.de)

# Wie wir unter die Erde kommen – Sterben und Tod zwischen Trauer und Technik

## Vorwort

Auf der nordfriesischen Insel Amrum gibt es einen stillen, abgeschiedenen Ort, der vielleicht wie kein zweiter das zugleich Tragische und Hoffnungsvolle des Todes verkörpert: der Friedhof der Namenlosen. Unter seinen einfachen Holzkreuzen liegen jene Ertrunkenen begraben, die von den Wellen an den breiten Inselstrand gespült und nie identifiziert wurden. Es war ein einsamer, kalter Tod, aber die Bereitschaft der Inselbewohner, auch diesen, ihnen unbekanntem Toten eine letzte Ruhestätte zu verschaffen und sie nicht irgendwo zu verscharren, zeugt von Anteilnahme und Humanität. Der norwegische Schriftsteller Ingvar Ambjørnsen schrieb über den Amrumer Friedhof einmal folgende Sätze: „Hier ruhen die Namenlosen, die ohne Gesicht und Identität, die das Meer an den kilometerlangen Sandstrand der Insel gespült hat. Zuerst wurden sie von den Möwen entdeckt, dann von den Menschen. Ich finde, dieser kleine, gepflegte Friedhof sagt etwas sehr Schönes über die Menschen hier draußen. Nach Stürmen und Schiffbrüchen haben sie ihre eigenen Angehörigen am Strand gefunden, am Strand fanden sie auch die Fremden, die schon von uns gegangen waren, ehe sie ankamen.“

So vermitteln die schlichten Holzkreuze von Amrum eine konkrete Anschauung vom Umgang mit dem Tod. Auf solchen Anschauungen beruht auch das vorliegende Buch, wenn es von den Orten des Todes im 20. Jahrhundert handelt: Kliniken, Leichenhallen, Krematorien, Soldatenfriedhöfen, anonymen Urnenhainen. Das Buch will keine philosophischen Weisheiten verbreiten oder kulturkritischen Klagelieder anstimmen, sondern den konkreten Umgang mit Sterben, Tod und Trauer analysieren, wie er sich bis heute entfaltet hat (und dabei auf manchmal überraschende Traditionen verweist). Das Buch berichtet zugleich von den Erfahrungen jener Menschen, die von Berufs wegen täglich mit Sterbenden und Toten zu tun haben.

Auch *Ingvar Ambjørnsen* hat während seiner früheren Tätigkeit als Krankenpfleger solche konkrete Erfahrungen gesammelt. Daraus ging sein Text „Eine andere Haut“ hervor, den er für dieses Buch verfaßte und den - wie sein bisheriges Gesamtwerk - *Dr. Gabriele Haefs* aus dem Norwegischen übertrug. Dieser Text bildet das Scharnier zwischen dem zweiten und dritten Kapitel.

Neben *Ingvar Ambjørnsen* und *Dr. Gabriele Haefs* gilt mein Dank allen Gesprächspartnerinnen und -partnern, die Zeit für ausführliche Unterredungen fanden: *Anne-Katrin Becker, Klaus Behner, Thea Buhr-Ohrt, Rolf Erdorf, Dr. Barbara Happe, Dr. Uwe Jander-Kleinau, Ingo Marahrens, Isolde Möller, Erika Paschen, Uwe Prasse, Ruth Stalman-Wendt, Michèle Mermagen, Frauke Paech, Prof. Dr. Reiner Sörries und Manfred Weißkopf*. Ein herzliches Dankeschön geht auch an *Brigitte Beier, Prof. Dr. Hans-Jürgen Goertz, Ursula Hien und Dr. Uwe Jander-Kleinau*, die jeweils einzelne Kapitel

des Manuskriptes kritisch durchsahen. *Dr. Barbara Leisner* stellte mir freundlicherweise den Text ihres noch unveröffentlichten „Trauer-Ratgebers“ zur Verfügung, *Dr. Hermann Bretschneider, Isolde Möller und Erika Paschen* überließen mir ihre unveröffentlichten Examensarbeiten. Mit *Anja Bednarz* verbinden mich regelmäßige Diskussionen über das Thema Sterben und Tod. Vor allem aber gilt ein besonderer Dank all jenen, ohne deren zahlreiche Hinweise und vielfältiges Material das vorliegende Buch nicht hätte geschrieben werden können - dieser besondere (und manchmal erneute) Dank geht an *Brigitte Beier, Klaus Gille, Dr. Gabriele Haefs, Dr. Barbara Happe, Burkhard von Hennigs, Maria Hofmann, Pater Bernd Hohmann OP, Prof. Dr. Dietfried Jorke, Wolfgang Jung, Andrea Kammeier-Nebel, Priv. Doz. Dr. Franklin Kopitzsch, Susanne Limmroth-Kranz, Ingrid Reuter, Ernst Christian Schütt, Prof. Dr. Reiner Sörries, Helga Stachow, Daniel Tilgner, Olaf Tittel* sowie die *Fedor-von-Zobeltitz-Gesellschaft*. *Diplom-Bibliothekekar Wolfgang Jung* war darüber hinaus stets bereit, auch entlegene Literatur zu besorgen. Nicht zuletzt gab *Dr. Oliver Thomas Domzalski*, Lektor beim Fischer Taschenbuch Verlag, wichtige Anregungen für Verbesserungen und Ergänzungen - zugleich danke ich ihm für die freundliche Betreuung des Manuskriptes. Der herzlichste Dank aber gilt meiner Frau *Dorothea Stalman* und unseren Kindern *Lea und Hendrik*, die während der täglichen Arbeit an diesem Buch viel Geduld aufbrachten.

Norbert Fischer

## I. Die Enteignung des Todes

### Menschen und Orte

„... und dann begann ich zu laufen. Jeden Abend. Erst kurze Strecken, dann immer weiter. Quer durch den Park und um den See herum. Zum Schluß habe ich bei den Marathonläufen mitgemacht.“ Das erzählt Uwe Prasse, der fast vierzig Jahre lang den Betrieb in den Hamburger Krematorien geleitet und die Einäscherung zahlloser Leichen beaufsichtigt hat. Es ist keine Arbeit, von der man nach Feierabend abschaltet. Die Bilder der Toten, die in den Kühlzellen auf ihre Verbrennung warten, bleiben im Kopf. Der Krematoriumsleiter mußte der Einäscherung verstorbener Freunde zusehen. Er mußte dabei sein, wie Mitarbeiter nach kurzer Zeit den Dienst quittierten, weil sie der täglichen Konfrontation mit dem nackten Leichnam nicht gewachsen waren. Uwe Prasse, der als Kind in den Bombennächten des Krieges erlebt hatte, wie Menschen als lodernde Fackeln starben, lief sich die Belastungen seines ungewöhnlichen Berufes abends von der Seele.

Krematorien, Kühlzellen, Krieg - exemplarische Begriffe für den Tod im 20. Jahrhundert. Es ist ein entzauberter Tod geworden, technisiert und in jene funktionalen Abläufe zergliedert, die ihn zu einer Angelegenheit für Spezialisten gemacht haben. Der Arzt sieht nur den Kranken, der Sterbende jedoch liegt außerhalb seiner Kompetenz. Der Friedhofsverwalter hat die Platz- und Hygieneprobleme im Auge. Der Bestatter kalkuliert Umsätze, denn rund 870 000 Todesfälle jährlich in Deutschland bedeuten einen lukrativen Markt. Die „Ökonomie und Technologie des Sterbens“, wie es der Soziologe Klaus Feldmann nennt, ist immer stärker ausgebaut worden. Die Kirchen gerieten dabei in die Defensive, ja, in Großstädten kommen sie manchmal über eine Statistenrolle kaum noch hinaus. Tod und Bestattung wurden zu einer funktionalen Maschinerie. Zynisch perfektioniert wurde diese Maschinerie in den Krematorien der nationalsozialistischen Konzentrationslager. So ist die Geschichte des modernen Todes, die auch die Geschichte seiner Technisierung ist, von Zivilisation und Barbarei zugleich geprägt.

Der Umgang mit dem Tod läßt sich nicht in abstrakten Theorien fassen, denn die Summe der konkreten persönlichen Erfahrungen wäre darin doch nicht wiederzufinden. Schon die Vielfalt der Orte, an denen der Tod erscheint, ist bemerkenswert. Auf dem Bildschirm taucht er in inflationärer Häufigkeit auf - sei es in dokumentarischen Berichten über Kriege, Katastrophen und Hungersnöte, sei es im fiktiven Thriller. Die mediale Vermittlung prägt die heutigen Bilder vom Tod. Aber in die eigene Lebensgeschichte greift der Tod erst dann ein, wenn er persönlich erfahren wird. Viele haben noch die Schrecken des Zweiten Weltkrieges vor Augen (und schweigen meist über diese Erfahrung). Heute ist das Krankenhaus zum zentralen Ort des Sterbens geworden: Weit über die Hälfte aller Menschen beenden dort ihr Leben. Es ist nicht selten eine quälend lange, letzte Lebensphase im Griff der Intensivmedizin - „Vorhof des Friedhofs“ nannte es der krebserkrankte Peter Noll in den Aufzeichnungen seiner letzten Lebensmonate. An den alltäglichen Verkehrstod erinnern die kleinen Holzkreuze an den Straßen. Andere erleben die städtische Krematoriumshalle als beklemmenden Ort des Todes, wenn sie zum ersten Mal an einer Trauerfeier teilnehmen.

Daneben gibt es den pragmatischen Umgang mit dem Tod. Krematoriumsleiter Uwe Prasse kann Anekdoten wie die folgende erzählen: „Da kommt doch eines Tages der Anruf von Angehörigen einer Verstorbenen, und es heißt ganz schnoddrig: ‘Mensch, Prasse, wir haben unseren Urlaub schon gebucht, morgen soll’s losgehen. Können wir Oma nicht noch vier Wochen in der Kühlzelle liegenlassen?’“ Diese Sicht der Toten als reines Entsorgungsproblem ist nicht selten - und die moderne Technik erlaubt es tatsächlich, die Leichen sogar weit länger als vier Wochen bei Kühlschranktemperatur aufzubewahren. Von solchem und anderem Umgang mit Sterben, Tod und Trauer wird in den folgenden Kapiteln die Rede sein. Immer wieder kommen jene zu Wort, die mit diesen existentiellen Situationen direkt konfrontiert werden: Ärzte, Hospizpfleger, Bestatter, Pastoren, Trauerredner und -begleiter. Sie arbeiten in der Regel unter Bedingungen, die nicht von ihnen bestimmt werden, sondern sich im Laufe der Geschichte zu prägenden Strukturen verfestigt haben. Die Aufbahrung in Leichenhallen, die Bestattung auf Großfriedhöfen und die Einäscherung in Krematorien zum Beispiel haben

sich im 18. und 19. Jahrhundert entwickelt. In dieser Zeit begann sich der moderne Umgang mit den Toten durchzusetzen. Selbst Pläne zur anonymen Beisetzung wurden schon vor 200 Jahren entworfen. So ist immer wieder historische Tiefenschärfe nötig, um den Weg jener Entzauberung des Todes, von der eingangs die Rede war, zu seinen Ursprüngen zurückzuverfolgen.

## **Der Sieg der Toten**

Die Zeugnisse von Sterben, Tod und Trauer gehören zu den ältesten Belegen menschlicher Existenz. Philosophen, Theologen, Dichter, Maler und Bildhauer haben sich stets damit auseinandergesetzt. Auch über den Tod in der heutigen Gesellschaft ist Kluges geschrieben worden. Jean Baudrillards vielzitiertes Buch „Der symbolische Tausch und der Tod“ analysierte die gesellschaftliche Ausschließung der Toten und des Todes. Zygmunt Bauman diagnostizierte Anfang der 90er Jahre den Niedergang jenes Projekts der Moderne, das im individuellen Erinnerungskult die persönliche Unsterblichkeit finden wollte. Steinerne Grabmonumente auf alten städtischen Friedhöfen sind die Relikte dieses Projekts, anonyme Urnenhaine die Zeichen seines Endes.

Vor knapp 20 Jahren erschien jenes Buch, das in diesem Zusammenhang noch immer am häufigsten genannt wird: Philippe Ariès' „Geschichte des Todes“. Ariès ließ seine Darstellung in eine scharfe Kritik am Umgang mit dem Tod im 20. Jahrhundert münden, die in bemerkenswertem Kontrast zu seinem romantisch-verklärenden Blick auf die Vergangenheit steht. Die enorme Resonanz, die das Werk hervorgerufen hat, zeugt auch von der gegenwärtigen Sehnsucht nach versöhnlich-harmonischen Bildern vom Tod - und sei es im nostalgischen Blick zurück.

Vielleicht ist diese Sehnsucht ein Ausdruck jener Hilflosigkeit, die einen angesichts des Wissens um den unausweichlichen eigenen Tod beschleichen mag. Der Schweizer Schriftsteller und Kabarettist Franz Hohler hat das Problem in einem kurzen Prosastück mit dem Titel „Das Fußballspiel“ literarisch dargestellt: „Nur gering war das Interesse für das Fußballspiel der Lebenden gegen die Toten. Die Lage war zu klar, der Favorit zu eindeutig, als daß das Spiel große Massen angezogen hätte.“ Es kam jedoch anders als erwartet. Die Toten nämlich wurden so zwischen den Pfosten zusammengepfercht, daß sie das Tor vollkommen verriegelten. Die Lebenden konnten dribbeln, schießen oder köpfen, immer wieder prallte der Ball an der schier unüberwindlichen Mauer der Toten ab. Das sture Anrennen führte schließlich zum Eigentor: „Kurz vor Schluß, als sich auch der Torwart mit einem Scharfschuß versuchte, prallte der Ball so stark von den Toten ab, daß er ins leere Tor der Lebenden flog, und das Spiel endete 1:0 für die Toten.“ Der Sieg der Toten - eine Parabel über den immer wieder un-

ternommenen, aber vergeblichen Versuch der Lebenden, einen Gegner zu überwinden, der nicht überwindbar ist.

Die modernen Strategien gegen die Furcht vor dem eigenen Tod sind vielfältig. Der Soziologe Klaus Feldmann schreibt: „Das erste Mal in der Geschichte der Menschheit erwarten fast alle, daß sie 70 bis 80 Jahre alt werden, und folglich ergibt sich die latente Furcht vor dem frühzeitigen Tod, der nur durch ständige Wachsamkeit und das Einhalten von rechtlichen, medizinischen, psychologischen und anderen Normen, Ge- und Verboten vermieden werden kann.“ So führt die Furcht vor dem Tod zu einer - in letzter Konsequenz trügerischen - Hoffnung auf medizinische Instanzen und Apparaturen, deren Technik unser Sterben und unseren Tod heute begleiten.

## **Gegen das Stereotyp von der Todesverdrängung**

Wer nach Interpretationen des gegenwärtigen Umgangs mit dem Tod fragt, dem wird oft mit der griffigen Formel von der Verdrängung geantwortet. Weniger im wissenschaftlichen als vielmehr im öffentlichen Verständnis ist sie zu einem Stereotyp geworden, dessen Erklärungskraft im umgekehrten Verhältnis zu seiner Verbreitung steht. Zunächst einmal unterstellt der Verdrängungsbegriff psychische Vorgänge dort, wo es sich um gesellschaftliche Strukturen handelt - also jene funktionale Zergliederung, die zu einem pragmatischeren Umgang mit dem Tod geführt hat und zum Charakteristikum der Moderne geworden ist. Krankenhaus und Pflegeheim, Bürokratie und Bestatter haben sich Sterben und Tod auf jeweils spezifische Weise angeeignet. Der Tod ist nicht verdrängt, sondern den Menschen aus der Hand genommen worden.

Auch die mediale Präsenz des Themas führt die Verdrängungsthese ad absurdum: Der publikumswirksam aufbereitete Katastrophen- oder Kriegstod wird ebenso als Ereignis goutiert wie der fiktionale Tod. Man mag einwenden, hier gehe es um den Tod der anderen. Aber selbst dem eigenen Tod wird häufiger, als man glaubt, ins Auge gesehen: Lebensversicherungen werden abgeschlossen, Testamente aufgesetzt, Vorsorgeverträge für Bestattungen unterzeichnet, Grabplätze begutachtet und im voraus erworben. Und dort, wo der Verdrängungsbegriff noch am ehesten greifen könnte, geht es viel mehr um eine Tabuisierung. Man denke an den direkten Kontakt mit Leichen. Die Arbeit am Leichnam hat etwas Anrühiges, sei es beim Bestatter oder in der Leichenhalle. Die Leiche ist mit einem gesellschaftlichen Tabu belegt, und die Verletzung dieses Tabus bedarf einer besonderen Rechtfertigung - meist einer hygienisch oder wissenschaftlichen.

So könnte man die Verdrängungsthese getrost beiseite legen, hätte sie nicht fatale Folgen. Ihr simples Erklärungsmuster übertüncht nämlich, daß auch Sterben und Tod im Brennpunkt gesellschaftlicher Macht- und Verteilungskämpfe stehen. Oder, um es in den Worten eines niedersächsischen Bestattungsunternehmers zu formulieren: „Die Leute, die mit Toten zu tun haben, sollten end-

lich zugeben: Es geht vor allem um eines - nämlich um Geld, um ganz viel Geld.“ Seit Jahrhunderten ist der Umgang mit den Toten mit Einkünften verbunden gewesen. Der Pfarrer ließ sich zeremonielle Handlungen bezahlen, die Kommunen kassierten die Grabgebühren auf dem Friedhof - je privilegierter und reizvoller die Grabstätte gelegen war, desto höher die Einnahme. Der Tod ist also nicht nur für den Bestattungsunternehmer als Geschäft interessant. Da verwundert es nicht, wenn in den vergangenen Jahren immer mehr finanzkräftige Privatinvestoren auftauchten, die den Bau lukrativer Großkrematorien planen - und damit die traditionelle Bestattungshoheit von Kirchen und Kommunen in Frage stellen.

## **Entglorifizierung der Vergangenheit**

Die Entzauberung des Todes hat eine lange Geschichte. Sie steht jenem romantisierenden Blick auf die Vergangenheit entgegen, der den früheren Umgang mit dem Tod geprägt sieht von Gefühl und Gemeinschaft. Dieser Blick beruht jedoch auf einer bloß imaginierten Vergangenheit. Ihre Datierung ist meist sehr vage („früher“) und ihre wiederholte Beschwörung zeugt von geringer Sachkenntnis. Tatsächlich war der Umgang unserer Vorfahren mit den Toten keineswegs immer so gefühlsbetont-harmonisch, wie die Nostalgiker gerne suggerieren. Bei näherem Hinsehen finden sich anonyme Massengruben und monotone Reihengräber, Großfriedhöfe und Leichenhallen. Gewiß, im Mittelalter bot der christliche Glaube Sicherheit für den Seelenfrieden, Entlastung von der bedrohlichen Gewißheit des eigenen Todes, indem er ihn nicht als unerbittliche Grenze erscheinen ließ. Aber schon bevor die Reformatoren diese trügerische Symbiose von Lebenden und Toten verwarfen, hatte die Nürnberger Stadtregierung im Spätmittelalter versucht, den Pomp beim Totenkult einzuschränken - das Geld schien ihr allzu unproduktiv angelegt. Bereits in der Reformationszeit wurden Friedhöfe reihenweise vor die städtischen Tore verlegt, weil der Hygienenediskurs zwingender war als die häufig beschworene Gemeinschaft von Lebenden und Toten auf den Kirchhöfen inmitten der Städte.

Verklärend ist auch das Bild von den Gefühlen im Umgang mit den Toten, das von den Nostalgikern gezeichnet wird. Natürlich wurde in der bürgerlichen Empfindsamkeit manch theatralische Träne geweint und der Tod zum emotionalen Ereignis stilisiert. Die bürgerlichen Romane des 19. Jahrhunderts sind voll von gefühlsseligen Sterbe- und Trauerszenen. Selbst wenn diese Idealbilder nicht ohne realen Bezug waren: Die aufwendigen Aufbahrungs- und Bestattungszeremonien, auf die immer wieder gern verwiesen wird, sind einzelne, herausragende Beispiele aus privilegierten Kreisen - keinesfalls der Standard. Der Tod in den breiten Schichten sah anders aus, denn Armut und beengte Wohnverhältnisse verhinderten, daß aufwendiger Pomp zelebriert werden konnte. Im Gegenteil: Gerade weil der Tod, vor allem der von Kindern, allgegenwärtig war, konnte man es sich gar nicht leisten, jeden Sterbefall als feierliche Zeremonie zu inszenieren. Die Masse der Bevölkerung wurde bis weit ins

19. Jahrhundert hinein fast genauso namen- und zeichenlos beigesetzt wie bei der heute vielbeklagten anonymen Bestattung.

Im übrigen wird der Tod den Menschen nicht erst heute aus der Hand genommen. Bereits um 1800 zeigte der Bau der ersten Leichenhallen, daß man medizinisch-hygienischen Argumenten einen höheren Stellenwert einräumte als der Aufbahrung im Familienkreis. Nur wenige Jahrzehnte später, als die hygienischen Probleme mit Bevölkerungswachstum und Urbanisierung eine neue Dimension erreichten, wurden die zahllosen Toten der rasch wachsenden Städte zu bloßen Nummern in den nun überall existierenden Leichenhallen. Die ersten Krematorien überantworteten im späten 19. Jahrhundert den Leichnam einem Techniker - mochten die Kirchen, vor allem die katholische, noch so sehr gegen diese Gottlosigkeit wettern. Die aufkommenden Bestattungsunternehmen machten den Tod zu einem privatkapitalistischen Geschäft. Was mit den ersten Verlegungen der Friedhöfe vor die Stadttore im 16. Jahrhundert begonnen hatte, fand nun seinen Abschluß in der Anlage von Zentralfriedhöfen weit draußen auf der grünen Wiese. Dies ließ traditionelle kirchliche Zeremonien zum Anachronismus werden - es sei denn, man hatte einen Friedhofsgeistlichen installiert, der weitab von der Gemeinde seinen Pflichten nachging. Die Säkularisierung des gesellschaftlichen Lebens, die schwindende Kraft religiöser Elemente im Alltag, leistete dieser Entwicklung Vorschub. Aus einer einst klassischen kirchlichen Domäne, dem Umgang mit den Toten, wurde ein Problem der Kommunalplanung. Seit dem frühen 20. Jahrhundert konnte sich jene Bürokratisierung vollziehen, die aus den Begräbnisplätzen funktionale Anlagen mit streng normierten Grabsteinen gemacht hat. So bleibt für nostalgische Romantik im Blick zurück selbst dann kaum Platz, wenn man den Katastrophen- und Seuchentod, Genozide und Kriege einmal unberücksichtigt läßt.

## **Die Enteignung des Todes**

Für den einzelnen haben diese Entwicklungen zu dem geführt, was man als Enteignung des Todes bezeichnen kann. Die Verfügungsgewalt über den Tod wurde an jene technokratisch oder kommerziell orientierten Instanzen abgegeben, deren Spezialisten den Tod als Ganzes nicht wahrzunehmen pflegen. Aus einem einst als rätselhaft betrachteten und vielgedeuteten Geschehen ist im Verlauf der Moderne ein praktisches und delegierbares Problem geworden, fast aller Zeremonien entkleidet.

Wer sich der Grenze zum Sterben nähert, wird ins Ghetto des Krankenhauses oder Pflegeheims abgeschoben. Mediziner sorgen für eine mehr oder wenige exakte Definition des Todeszeitpunkts (daß auch diese umstritten ist, wird uns später noch beschäftigen). Das übrige wird von Bestattungsunternehmen geregelt, deren Namen wie „Pietät“ oder „St. Anschar“ Reste jener Traditionen nachklin-



gen lassen, die heute doch kaum mehr sind als leere Hülsen. Wenn über die Anschaffung eines rationalen Großraum-Leichenwagens nachgedacht wird, bleibt für den Trauerzug durch die Gemeinde kein Gedanke mehr übrig. Die Kirchen zählen zu den großen Verlierern dieses Prozesses, aber sie haben sich stets den veränderten Strukturen angepaßt: Heute spricht der Geistliche auch im einst verdamnten Krematorium.

Der Umgang mit den Toten ist eingereicht worden in ein System, das der Funktionalität größeren Wert zumißt als dem Recht des einzelnen Menschen auf Selbstbestimmung. Im Krankenhaus wird der Sterbende als Störfaktor betrachtet, auf dem Friedhof wird die Größe seines Grabsteins bis auf den Zentimeter genau reglementiert. Was in anderen Ländern längst üblich ist, nämlich die Aschenbeisetzung im eigenen Garten oder auf der freien Wiese, ist in Deutschland verboten. Die Handlung von Graham Swifts englischem Roman „Letzte Runde“, in dem vier Männer die Asche ihres verstorbenen Freundes selbst ans Meer bringen, wäre so in Deutschland nicht möglich. Statt eines individuellen, selbstbestimmten Umgangs mit dem Tod dominieren Funktionalität und Bürokratie.

Aus diesen Eingriffen, dieser immer perfekteren Reglementierung lassen sich viele jener Phänomene erklären, die den heutigen Umgang mit dem Tod prägen. Am Ende des 20. Jahrhunderts jedenfalls zeigt sich überdeutlich, wie sehr die Moderne mit ihren Rationalisierungs- und Bürokratisierungsschüben auch Potentiale der Inhumanität entfaltet hat. Was unter den Bedingungen der Diktatur in die Verbrennungsöfen von Auschwitz und Birkenau mündete, hatte lange zuvor begonnen und wirkt bis heute weiter: die technokratische Zurechtformung, ja Negierung des Individuums auch in seinem Tod.

## **Anonyme Beisetzung und das Ende des Erinnerungskults**

Tod und Trauer sind seit langem verbunden mit Erinnerung und Gedächtnis. Klassisches Zeugnis dieser Tradition sind bis heute die Grabsteine. Aber es ist eine Tradition, die rasant an Bedeutung verliert. Die anonyme Beisetzung ist auf dem Vormarsch, in einigen deutschen Städten stellt sie bereits über ein Viertel der Gesamtbestattungen. Sie läutet den Abschied vom individuellen Grabmal und vom Friedhof ein, wie wir ihn bisher gekannt haben. Künftig werden wohl weite, rasenbedeckte Flächen die städtischen Friedhöfe bestimmen, so wie heute schon in Dänemark und Schweden. Dieser neue Friedhof wäre dann der anschauliche Ausdruck eines fundamentalen gesellschaftlichen Wandels, über den der britische Historiker Eric J. Hobsbawm schreibt: „Die Zerstörung der Vergangenheit ... ist eines der charakteristischsten und unheimlichsten Phänomene des späten 20. Jahrhunderts.“ Hobsbawm stellt fest, daß Vergangenheit, Erinnerung und Gedächtnis künftig eine viel geringere Rolle im Denken und Handeln spielen werden als bisher: „Am Ende dieses Jahrhunderts war es zum erstenmal möglich, sich eine Welt vorzustellen, in der die Vergangenheit (auch die Vergangenheit der Gegenwart) keine Rolle mehr spielt, weil die alten Karten und Pläne, die Menschen und Gesellschaften

durch das Leben geleitet haben, nicht mehr der Landschaft entsprachen, durch die wir uns bewegten, und nicht mehr dem Meer, über das wir segelten.“

Noch ist es nicht soweit. Aber die anonyme Beisetzung, so scheint es, signalisiert mehr als nur Veränderungen auf Friedhöfen und Grabstätten (also das, was mit einem Fachbegriff als „Sepulkralkultur“ bezeichnet wird). Sie ist Zeugnis einer gesellschaftlichen Zäsur, in deren Folge - wie Zygmunt Bauman schreibt - die Idee der Moderne, sich in der dauerhaften, zu Stein gewordenen Erinnerung für die Nachwelt „unsterblich“ zu machen, durch den Kult des Flüchtligen und Vorübergehenden überformt wird. Die anonyme Beisetzung ist der charakteristische Ausdruck veränderter sozialer Beziehungen.

Möglicherweise ist gerade die wachsende Popularität der anonymen Beisetzung auch der Grund, weshalb heute die historischen Friedhöfe mit ihren alten verwitterten Grabsteinen zu einer Attraktion für Spaziergänger geworden sind, weshalb Vereine zu ihrem Schutz gegründet werden. Wie in einem riesigen Freilichtmuseum wird noch einmal jenes Erbe des bürgerlichen Zeitalters besichtigt, das nun verlorenzugehen droht.

## **Das neue Interesse an Sterben und Tod**

Einiges spricht dafür, daß diese Veränderungen auch für das gegenwärtig nicht nur in den Medien stark steigende Interesse am Thema Tod verantwortlich sind. Allein das „Verzeichnis lieferbarer Bücher“ listet Hunderte von Einträgen zum Schlagwort Tod auf. Der Tod wird als Phänomen zwischen „Faszination und Tabu“ thematisiert (so ein Buchtitel). 1992 wurde in Kassel das erste deutsche Museum für Sepulkralkultur eröffnet. Sogar ein dickleibiges „Lexikon der letzten Dinge“ ist auf den Markt gekommen - entgegen den voyeuristischen Erwartungen, die der Titel weckt, ist sein Inhalt allerdings weniger sensationsheischend als vielmehr wissenschaftlich-trocken.

Heute geht die öffentliche Ausstrahlungskraft des Themas Tod so weit, daß beispielsweise in den Niederlanden eine üppig illustrierte Zeitschrift namens „Doodgewoon“ auf den Markt gekommen ist, die sich ausschließlich mit Sterben und Tod befaßt. In Großbritannien erscheint seit 1996 unter dem Titel „Mortality“ dreimal im Jahr ein wissenschaftliches Organ, das sich als „erste europäische Zeitschrift für Sterben und Tod“ versteht. Es versammelt ein weites Spektrum an Beiträgen von der Sterbebegleitung im Hospiz bis zu ethnologischen Spezialstudien.

Das Interesse an einer bewußten Auseinandersetzung mit Sterben und Tod war nicht immer so groß wie heute. Entscheidende Impulse gaben Bücher aus den sechziger und siebziger Jahren wie die von der Sterbeforscherin Elisabeth Kübler-Ross publizierten „Interviews mit Sterbenden“. Danach begannen sowohl öffentliche Diskussionen als auch die ersten kontinuierlichen wissenschaftlichen Studien zu den verschiedenen Aspekten von Sterben und Tod. Obwohl sie meist auf dem Interesse

und Engagement einzelner beruhten und nur wenig öffentliche Förderung erfuhren, wurden bald konkrete Fortschritte sichtbar. 1983 wurde in der Universitätsklinik Köln eine sogenannte Palliativ-Station zur Betreuung „austherapierter“ Patienten eingerichtet. Die aus Großbritannien kommende Hospizidee gewann nach anfänglichen Widerständen auch in Deutschland enormen Aufschwung. Stationäre Hospize, also Einrichtungen zur Betreuung Sterbender, entstanden bis 1990 unter anderem in Aachen, Recklinghausen und München; zugleich nahmen ambulante Hospizteams ihre Arbeit auf.

Auch die Befürworter der Sterbehilfe haben seit den siebziger Jahren Auftrieb erhalten. Unter Hinweis darauf, daß die intensivmedizinische Technik von vielen unheilbar Kranken eher als Knebelung denn als Hilfe in der letzten Lebensphase empfunden wird, fordern sie für den einzelnen das Recht, den Todeszeitpunkt selbst zu bestimmen. 1980 wurde in Augsburg die Deutsche Gesellschaft für Humanes Sterben gegründet, nachdem vier Jahre zuvor Jean Amérys aufsehenerregendes Buch über den Freitod, „Hand an sich legen“, erschienen war. Allerdings wollen die kritischen Stimmen nicht verstummen, die hier das Einfallstor für die utilitaristischen Vorstellungen jener sogenannten Bio-Ethiker sehen, die den gesellschaftlichen Nutzen alter und behinderter Menschen einer fragwürdigen, über Leben und Tod entscheidenden Bewertung zu unterziehen versuchen. Wie die anderen bisher genannten Probleme wird uns auch diese Kontroverse später noch ausführlicher beschäftigen.

## **Aufbruchstimmung**

Immerhin geht aus solchen und anderen Beispielen hervor, daß nach neuen Wegen im Umgang mit Sterbenden und Toten gesucht wird. Nicht alles konnte von der gesellschaftlichen Rationalisierungsmaschinerie eingefangen werden. Nicht für jeden sind Sterben und Tod auftrennbar in medizinische, hygienische und ökonomische Teilprobleme. Seit Jahren schon regt sich Protest gegen das seelenlose Sterbezimmer im Krankenhaus, gegen die Bestattungsroutine und die Unsichtbarkeit heutiger Trauer. Immer mehr Menschen nehmen die Gestaltung der Trauerfeier in die eigenen Hände und erproben neue Formen der Gedächtniskultur. Sie wollen ihre Gefühle angesichts des Todes nicht hinter Technik und pragmatischer Routine verschwinden lassen.

Bis heute ist etwas von jenem widerborstigen Potential der Utopie übriggeblieben, das im Umgang mit dem Tod immer auch zu finden war. In Friedhofsentwürfen des späten 18. Jahrhundert zeigten sich visionäre Ansätze einer neuen, egalitären Gesellschaftsordnung. Darüber hinaus war der Friedhof beispielsweise ein Ort der Solidarität - in Zeiten autoritärer Herrschaft konnte er zum unauffälligen, geschützten Treffpunkt der Verfolgten werden. Embleme der Trauer wurden dann zu Symbolen politischer Opposition. Das zeigten nicht nur die Sozialdemokraten unter dem Bismarckschen So-

zialistengesetz im späten 19. Jahrhundert. Bis heute sind politische Begräbnisse in Nordirland, Palästina oder Lateinamerika eine wichtige Ausdrucksform unterdrückter Bevölkerungsgruppen.

In Deutschland ist der Widerstand gegen die herrschenden Mechanismen meist weniger spektakulär. Was einst der politischen Artikulation diene, wird heute zur Forderung nach Selbstbestimmung. Immer mehr Bücher regen zu einem anderen, unkonventionellen Umgang mit Tod und Trauer an. Auch die bisher so konservative Bestattungsbranche sieht sich inzwischen in Aufruhr, denn Newcomer - nicht selten übrigens Frauen - setzen sich für andere Formen der Bestattung ein. Immer häufiger sind Schlagerpotpourris oder die harten Klänge einer elektrischen Gitarre bei Trauerfeiern zu hören. Auf ganz andere Weise zeugen die virtuellen Friedhöfe und Grabsteine im Internet von gesprengten Konventionen.

Sterben und Tod durch AIDS ist ein wichtiger Katalysator dieses Aufbruchs. In besonderem Maß mit dem Thema konfrontiert, hat sich hier in den vergangenen Jahren eine bunte Palette an unkonventionellen Bestattungszeremonien, Trauer- und Erinnerungsformen entwickelt. In Hamburg wurde eine historische Grabstätte auf dem Ohlsdorfer Friedhof um ein AIDS-Gedenkmal bereichert und als genossenschaftliches Grab jenen Toten zur Verfügung gestellt, die keine eigene Grabstätte haben - ein Akt der Solidarität. 1995 widmete die Zeitschrift „Aktuell“ der Deutschen AIDS-Hilfe ihr Dezemberheft dem Thema Trauer und Gedenken. Es zeigt das bunte Spektrum jenes Potentials, das über die bestehenden Konventionen hinausweist und einen anderen Umgang mit Sterben, Tod und Trauer möglich machen will - bis hin zu konkreten Entwürfen neuen Totengedenkens („Quilt, Stein oder Hain?“). So scheint es, als führe nicht zuletzt der nahe, frühe Tod, der die Menschen auch in den westlichen Industrieländern mit AIDS wieder eingeholt hat, zu einem Aufsprengen jener verschämten oder gedankenlosen Routine, die die Enteignung des Todes in der rationalisierungswütigen Moderne mit sich gebracht hat.

Es gibt also guten Grund zur Hoffnung, an jene Träume von einem besseren, selbstbestimmteren Umgang mit Sterben, Tod und Trauer anknüpfen zu können, die in der Geschichte durch alle Rationalisierungsmanöver immer wieder durchschimmerten. Vielleicht geht das in Erfüllung, was ein Besucher am 12. April 1995 ins Gästebuch des Kasseler Museums für Sepulkralkultur schrieb: „ ... daß Sterben zum Leben gehört, das heißt: auch hier darf ruhig etwas mehr Farbe bekannt werden.“

## **II. High Tech, Low Touch: Das zähe Sterben**

**„Der Sterbende führt den Tod vor“**

„Das Sterben ist in erster Linie ein ästhetisches Problem, und zwar für diejenigen, die weiterleben müssen. Der Sterbende sieht häßlich aus, so ganz anders, als man ihn früher kannte. Der Sterbende leidet nicht darunter, er reckt sich nicht mehr vor dem Spiegel, doch sein Anblick schreckt die anderen. Wenn er nur tot wäre, dann wäre die Sache wieder klar, die Angelegenheit schnell erledigt. Der Sterbende aber führt den Tod vor ...“ So heißt es in Peter Nolls „Diktate über Sterben & Tod“, den Aufzeichnungen eines Krebskranken über seine letzten Lebensmonate. Nolls Selbstwahrnehmungen sind ein Dokument jenes langen, zähen Sterbens, das heute die Regel ist. Immer mehr Menschen in den westlichen Gesellschaften erreichen annähernd ihr biologisches Potential an Lebenszeit, das rund 90 bis 100 Jahre beträgt. Die höhere Lebenserwartung läßt das Sterben häufig zu einem Prozeß werden, der sich über Jahre hinziehen und schwere Leiden verursachen kann.

Umgekehrt ist der plötzliche und frühzeitige Tod, zumindest in Friedenszeiten, weit weniger präsent als in früheren Jahrhunderten - trotz aller Schlagzeilen über Verkehrsunfälle und Gewaltverbrechen. Im 20. Jahrhundert hat es einen radikalen Wandel von der „unsicheren zur sicheren Lebenszeit“ (Arthur E. Imhof) gegeben. Diese ermöglicht erstmals in der Geschichte eine gezielte Lebensplanung. Deren Rationalität geht inzwischen so weit, daß über den Abschluß von Lebensversicherungen auch der Tod kalkulatorisch einbezogen wird. Daraus hat Franz Werfel in seiner Erzählung „Der Tod des Kleinbürgers“ einen zwar kuriosen, aber durchaus nicht unwahrscheinlichen Fall gemacht. Der 64jährige Magazinaufseher Karl Fiala liegt, dem Tod geweiht, in einem Krankenhaus. Sein Bettnachbar ist zufällig der eigene Versicherungsagent. Dieser eröffnet Fiala völlig unvermutet, dessen Lebensversicherung würde nur dann fällig, wenn er bis zum 5. Januar am Leben bliebe - einige Wochen nach dem prognostizierten Sterbedatum. Den um seine geordnete Hinterlassenschaft besorgte Kleinbürger Fiala bringt diese Information dazu, sich gegen den scheinbar unaufhaltsamen Sterbeprozess wenigstens so lange aufzulehnen, bis das entscheidende Fristdatum erreicht, ja sogar übertroffen ist. „Hier endet“, so schreibt Werfel, „der Bericht vom Sterben des Kleinbürgers Karl Fiala. Zwei Tage über sein Ziel war er hinausgerannt wie ein guter Läufer.“

Solch ein buchhalterisch-kalkulatorisches Vorgehen war in den vorangegangenen Jahrhunderten unmöglich, weil die Bevölkerung eigentlich immer in der Furcht vor dem plötzlichen Tod leben mußte. Im späten Mittelalter waren es die Pestumzüge, im 19. Jahrhundert die Cholera-Epidemien, die die Lebensplanung unsicher machten. Es gab soziale Unterschiede in der Mortalität, aber auch die Oberschichten - Adel, Bürgertum, Klerus - waren gegen den Seuchentod kaum gefeit. Natürlich war die ärmere Bevölkerung massiver von unzureichender Ernährung, schlechter Hygiene und Hungerkatastrophen betroffen, die zur Seuchengefahr hinzukamen und die Mortalität steigerten. Den Menschen jedenfalls blieb nichts anderes übrig, als sich in ihrem spezifischen Lebenshorizont damit auseinanderzusetzen, dem eigenen Tod und dem der anderen stets ins Auge sehen zu müssen. Allein die künstlerischen Zeugnisse dieser labilen Existenz sind Legion - vom spätmittelalterlichen Ars-moriendi-

Büchlein bis zu Edvard Munchs berühmtem Gemälde „Das kranke Kind“, in dem der norwegische Maler seine frühen Erfahrungen mit dem Tuberkulose-Tod verarbeitet.

In vielen Fällen vermochte die Religion Trost und Hoffnung zu schenken, bevor im 19. Jahrhundert die Säkularisierung der Lebenswelten einsetzte. Inzwischen scheint die Medizin die Funktion der Religion übernommen zu haben. Die Hoffnung, daß ärztliche Kunst und medizinische Technik das Lebensende abwehren können, ist groß. Immerhin: Die Medikalisierung der Gesellschaft hat bewirkt, daß Krankheiten, die noch vor hundert Jahren zum sicheren Tode geführt hätten, heute beherrschbar sind - man denke an Diabetes. Auch die bis ins 19. Jahrhundert hinein hohe Kindersterblichkeit ist drastisch zurückgegangen. Umgekehrt gibt es offensichtlich kein Sterben ohne Krankheit mehr. Der natürliche Alterstod jedenfalls findet in der Todesursachen-Statistik nicht mehr statt, jedem Tod wird eine Krankheit zugeordnet (oder ein Unfall). Zugleich nähren die Fortschritte der Medizin die letztlich trügerische Hoffnung, irgendwann einmal alle Krankheiten besiegen und die Sterblichkeit abschaffen zu können.

Die verlängerte Lebenszeit, die aus den medizinischen und hygienischen Fortschritten resultiert, hat auch dazu geführt, daß die primäre, also direkte, Todeserfahrung heutzutage nichts Alltägliches mehr ist. Viele Menschen haben ihren ersten persönlichen Kontakt mit Sterbenden erst, wenn sie selbst bereits 30 oder 40 Jahre alt sind. Folgerichtig besteht nur wenig Gelegenheit, entsprechende Verhaltensmuster einzuüben. Damit gibt es heute einen seltsamen Kontrast zwischen der faktischen Abwesenheit des Todes im privaten Alltagsleben und seiner fast aufdringlichen Präsenz in den Medien. Dem Rückgang des primären Todeserlebnis steht die Allgegenwart der sekundären, über die Medien vermittelten Erfahrung gegenüber. Umfragen zufolge halten Kinder aufgrund ihrer Fernsehgewohnheiten bereits Mord für eine alltägliche Todesursache.

Auch Kriege und Katastrophen rühren an der Sensationslust. Ins Extreme, ja Perverse gesteigert wird diese Art Todeserfahrung, wenn der Journalist selbst während des Berichtes von einer Granate getroffen wird und Millionen von Fernsehzuschauern, die vielleicht noch nie einem Sterbenden direkt ins Gesicht sehen mußten, zu Zeugen seines Todesröchelns werden. „Pietät“ scheint in diesem Fall ein Begriff wie aus einer anderen Lebenswelt zu sein. Birgit Richard, die eine Studie über Todesbilder in der heutigen Gesellschaft verfaßt hat, sieht die Medien in der Rolle, der sozialen Gemeinschaft der Zuschauer ein neues, immaterielles Todesbild zu vermitteln. Dieses mediale Bild vom Tod scheint die auf direkten sozialen Kontakten beruhenden herkömmlichen Verhaltensmuster und Rituale inzwischen zu überformen. Das Sterben ist in seiner immateriellen Form auf dem Bildschirm eben leichter zu ertragen als im realen Leben. Umgekehrt wird es dadurch immer schwieriger, das tatsächliche Sterben anderer Menschen auszuhalten, wird die Abschiebung der Sterbenden in Pflegeheime und Krankenhäuser beschleunigt. Aber letztlich kann auch die Verbreitung immaterieller Todesbilder nicht verhindern, daß irgendwann einmal Sterben und Tod ganz konkret in den eigenen persönlichen Erfah-

rungsbereich eindringen werden. Schließlich kann man weder seine Angehörigen noch sich selbst im Medium verschwinden lassen.

Das wirkliche Sterben ist oft eine lange, zähe Phase. Zum einen nehmen im Alter die chronischen Krankheiten mit langwierigen Verläufen zu. Zum anderen liegen dem Sterben immer häufiger Tumorerkrankungen mit starken, ja unerträglichen Schmerzen zugrunde. Der Anteil von Krebs an den Todesursachen ist nicht nur aufgrund der generell höheren Lebenserwartung auf weit über 20% gestiegen, sondern auch wegen der äußeren Risikofaktoren, wie Rauchen und Umweltgifte. Wächst, wie es scheint, dieser Anteil weiter an, so werden künftig immer mehr Patienten einen langen, schmerzvollen Sterbeprozess zu erwarten haben, der mehrere Stadien durchläuft. Die Erfahrung dieses langen, zähen Sterbens erzeugt bei den Betroffenen nicht selten das Gefühl, ihre Würde und Selbstbestimmung zu verlieren. Der Schriftsteller Ludwig Fels schreibt über seine krebskranke Mutter: „Morgens, wenn die Schwester ins Haus kommt, um ihr die erste Spritze zu geben, ist es dunkel, abends, wenn die Schwester kommt, ist es dunkel, dazwischen schläft und träumt sie oder liegt wach und wartet auf die nächste Spritze. Sie muß an den Händen genommen und hochgezogen werden, wenn sie aufsitzen will. In dieser vornübergebeugten Haltung preßt es ihr Schleim aus der Lunge, sie spuckt ihn in einen grünen Plastikeimer. Dann trinkt sie Kamillentee. Dann ißt sie ein paar Löffel Haferschleim, salzig gierig. Als sie nicht mehr essen und nicht mehr sitzen kann, stützt sie in einer ergebenen Geste ihre Stirn an der Tischkante auf, hilflos, kraftlos, allein mit sich und zurückgestoßen von alltäglichsten Dingen des Lebens.“

Im Gegensatz zu dieser literarischen Schilderung ereignet sich das Sterben heutzutage allerdings nur noch selten zu Hause. Weit über die Hälfte aller Menschen stirbt mittlerweile im Krankenhaus. Damit haben sich die Verhältnisse im Vergleich zur Jahrhundertwende umgekehrt, als es kaum ein Zehntel war. Rechnet man Alten- und Pflegeheime hinzu, so sterben inzwischen mindestens acht von zehn Menschen außerhalb der eigenen vier Wände. Aus dieser sich vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ausprägenden Entwicklung resultiert, daß die gesellschaftliche Hauptverantwortung für die Betreuung Sterbender mittlerweile vom Personal der Kliniken, Alten- und Pflegeheime übernommen wurde.

### **Sterben in der Klinik: „Ein Leichnam, der Aufschub bekommen hat“**

Der Einfluß der Technik auf Sterben und Tod wird besonders in der Klinik deutlich. Die rasanten diagnostischen und therapeutischen Fortschritte der vergangenen Jahrzehnte waren zuvor kaum vorstellbar, und sie haben zweifellos vielen Kranken geholfen. Immer tiefer im Körper des Menschen lassen sich Fehlbildungen diagnostizieren und vermessen. Im Extremfall ist es die Intensivmedizin, die den Umgang mit dem Patienten bestimmt. Sie hat es ermöglicht, daß sich der Ausfall von Vitalfunktio-

nen, wie Kreislauf, Atmung, Stoffwechsel und Wärmehaushalt, für eine gewisse Zeit überbrücken läßt. Zugleich aber ist das Krankenhaus damit zum technischen Reparaturbetrieb geworden. Im Blickfeld des medizinischen Spezialisten liegen einzelne Organe, nicht der Mensch als ganzheitliches Wesen. In der „totalen Institution“ der Klinik wird er auf die Funktionen seiner einzelnen Körperteile reduziert: Er wird zur „Niere von Zimmer 7“. Zwischen Personal und Patienten regieren die Geräte. Die emotionale Dimension bleibt häufig außen vor - „High Tech, Low Touch“ hieß es einmal über die gefühllose Welt der Apparate.

Es sind flimmernde, blinkende, monitorüberwachte Einrichtungen, die heute die Funktionen von Herz, Kreislauf, Atmung überwachen und therapeutische Methoden wie künstliche Beatmung, Herzstimulation und künstliche Niere möglich machen. Wenn auf der einen Seite Computer- und Kernspintomographie die Diagnose erleichtern, man sich zur Zertrümmerung von Nieren- und Gallensteinen der Stoßwellen-Lithotripsie unterziehen kann, auf der anderen Seite Organtransplantation und Wiederbelebung aus dem „klinischen Tod“ möglich sind, dann wird dem Kranken vielleicht geholfen, aber er zahlt den Preis, zum Objekt einer monumentalen Maschinerie zu werden. Er verliert sich in den voluminösen High-Tech-Röhren und wird zum Anhängsel der Infusionsschläuche und Überwachungs sonden. Peter Noll schrieb in den eingangs erwähnten Aufzeichnungen seiner letzten Lebensmonate: „Gestern Computertomogramm, heute Isotopendiagnose. Die diagnostischen Möglichkeiten sind phantastisch. Man kann dir genau sagen, wie der Tumor aussieht, wie groß er ist, wo er sitzt, und man kann genau messen, wieviel die linke Niere noch leistet: 31%.“

Niemand wird bestreiten, daß die technischen Hilfsmittel zur Rettung von Leben unabdinglich und effizient sind. Die Frage ist aber, inwieweit diese in vielen Fällen eigendynamische Technik und die Indikationen, die aus ihr resultieren, auch den Sterbeprozess im Krankenhaus bestimmen dürfen. Der amerikanische Schriftsteller Philip Roth hat solch eine Situation in seinem 1991 erschienenen Werk „Mein Leben als Sohn“ beschrieben, das vom Sterben seines Vaters handelt: „Während einer zwölfstündigen Agonie, die am 24. Oktober kurz vor Mitternacht einsetzte und kurz nach Mittag des folgenden Tages endete, kämpfte er um jeden Atemzug mit einem ehrfurchtgebietenden Ausbruch, einer letzten Entfaltung seiner lebenslangen beharrlichen Zähigkeit. ... Als ich früh am Morgen seines Todes in der Notaufnahme des Krankenhauses ankam, in die er von seinem Schlafzimmer zu Hause mit dem Krankenwagen gebracht worden war, fand ich mich dem diensthabenden Arzt gegenüber, der sich anschickte, 'außerordentliche Maßnahmen' einzuleiten und ihn an eine Beatmungsmaschine anzuschließen. Ohne dieselbe gäbe es keine Hoffnung mehr, wenn auch die Maschine, das erübrige sich zu sagen - so fügte der Arzt hinzu -, das Fortschreiten des Tumors nicht rückgängig machen würde ....“

Es geht also um die Frage, in welchem Fall und für welche Dauer eine Maximaltherapie einzusetzen ist und wann sie in Inhumanität umschlägt. Ob Kreislaufschock nach einem Herzinfarkt oder Ateminsuffizienz nach Lungenemphysem - der Arzt muß sich, so meint der Intensivmediziner Paul



Schölmerich, „... entscheiden, in einem Fall eine Maximaltherapie einzusetzen und damit die Chance des Überlebens zu gewinnen oder aber auf diesen Maximaleinsatz zu verzichten mit dem möglichen Selbstvorwurf, den vielleicht vermeidbaren Tod des Patienten auf sich genommen zu haben.“ Umgekehrt fühlen sich viele Patienten in ihren letzten Lebenswochen häufig geradezu vergewaltigt von der monumentalen Medizintechnik und wünschen sich eher menschlichen Beistand statt experimentierfreudiger Ärzte. Der Tübinger Theologe Hans Küng warnt: „Gerade auch die hochtechnisierte Medizin mit ihrer apparativen Therapie darf nicht zur Vereinsamung der Todkranken führen. Gerade die perfekte Klinik darf nicht zur bloßen Servicestation maximaler biochemischer und zugleich minimaler menschlicher Versorgung werden.“ Der Eigendynamik der medizintechnischen Maschinerie können Ärzte und Pflegepersonal häufig kaum mehr etwas entgegensetzen. Und natürlich gibt es, wie überall, auch hier die Interessen und den Druck jener Hersteller, die ihre einmal entwickelten Apparate auch eingesetzt sehen möchten.

Das Krankenhaus ist heute zum Ort des Sterbens geworden - aber es hat vergessen, sich darauf einzustellen. Die französische Schriftstellerin Simone de Beauvoir hat ihre im Krankenhaus sterbende Mutter in diesem Zusammenhang einmal treffend als „Leichnam, der Aufschiebung bekommen hat“ charakterisiert. Gerade in den Momenten nämlich, wo der Patient Kommunikation und emotionale Zuwendung am nötigsten hätte, wird er zwischen all der medizinischen Technik alleingelassen.

### **Der soziale Tod: „Vorraum des Friedhofs“**

Im ärztlichen Selbstverständnis endet die eigene Aufgabe dann, wenn es nichts mehr zu therapieren gibt, wenn die Patienten „austherapiert“ sind - um den unschönen, in seiner Inhumanität aber charakteristischen Fachbegriff zu verwenden. Wenn die medizinischen Alarmpläne für Herzinfarkt oder akutes Nierenversagen ausgedient haben, die bis zum letztmöglichen Zeitpunkt ausprobierte ärztliche Kunst und Apparatechnik endgültig ihren Sinn verloren hat, dann werden die Patienten als Sterbende marginalisiert. Zwar sind ärztliches und Pflegepersonal auch bei den „austherapierten“ Patienten zur sogenannten Basispflege verpflichtet. Das heißt zum Beispiel, daß für Flüssigkeitszufuhr gesorgt, Darm- und Harnentleerung ermöglicht und ein Wundliegen verhindert werden muß. Das Wichtigste jedoch, die psychosoziale Betreuung, fällt nicht unter diesen Pflichtenkatalog, sie fällt überhaupt nicht in den Kompetenzbereich der Institution Krankenhaus. Dennoch bleiben die „Austherapierten“ dort.

Dann tritt häufig, schon vor dem medizinischen, der sogenannte soziale Tod ein. Er wird als Verlust der „sozial relevanten Attribute des Patienten“ definiert. Typisches Zeichen ist die Infantilisierung. Der Patient wird geduldet, Bedürfnisse wie Harndrang oder Stuhlgang werden nicht mehr ernst genommen. In weiteren Stadien, beispielsweise im Koma, wird auch in Gegenwart des Patienten etwa über

dessen bevorstehende Obduktion gesprochen, werden die Bestattungsformalitäten vorbereitet oder ähnlich praktische Fragen erörtert. Was es auch ist: Jedenfalls wird nicht mehr so gehandelt, als hätte man die Würde eines lebenden Individuums zu respektieren, obwohl der Betroffene nach allen medizinischen Kriterien noch lebt. Moribunde Patienten gelten nicht mehr als Individuen.

So erscheint es verständlich, wenn sich der bereits zitierte Peter Noll nach der Krebsdiagnose gegen diese Marter entschied. In seinen Aufzeichnungen heißt es dazu: „Ich will nicht in die chirurgisch-urologisch-radiologische Maschine hineinkommen, weil ich dann Stück um Stück meiner Freiheit verliere. Mit Hoffnungen, die zusehends kleiner werden, wird mein Wille gebrochen, und am Schluß lande ich dann doch in dem bekannten Sterbezimmer, um welches alle einen großen Bogen machen. Vorraum des Friedhofs.“

Diese „Hospitalisierung des Todes“, wie es die Soziologen Armin Nassehi und Georg Weber nennen, läßt einen Sterbeprozess, der der Würde der menschlichen Persönlichkeit gerecht wird, kaum zu. In einer nach Effizienz strebenden Institution, die hochgradig spezialisiert und arbeitsteilig organisiert ist, werden menschliche Bedürfnisse der technischen Funktionalität geopfert. So sind aus der Physiognomie des modernen Leichnams beim besten Willen keine harmonisch-romantischen Todesbilder mehr abzuleiten. Dem hat auch die zeitgenössische Kunst Rechnung getragen: Die „Totenmasken“ eines Arnulf Rainer zeigen sich als Fratzen.

## **Zwischen Wunsch und Wirklichkeit: Das Personal**

Die strukturelle Inhumanität des Krankenhauses kann durch das Pflegepersonal nur selten kompensiert werden. Man kann entsprechenden Willen voraussetzen und zugute halten, daß die hektische Betriebsamkeit des Personals nicht gewollt ist, im Einzelfall wohl auch dem psychischen Selbstschutz dient. Das Pflegepersonal hat über den üblichen Arbeitsstreß hinaus eine enorme seelische Belastung zu bewältigen. Während die Ärzte die Patienten auf der Intensivstation - auch hier wieder das Extrembeispiel - oft nur für Minuten sehen, können sich Schwestern und Pfleger der dort herrschenden Nähe zum Tod viel weniger entziehen.

Wie eine repräsentative Befragung in deutschen Krankenhäusern gezeigt hat, hält selbst der überwiegende Teil der Krankenhausmitarbeiter die dortigen Sterbebedingungen für menschenunwürdig. Eine medizinspsychologische Studie hat darüber hinaus gezeigt, daß im Sprachgebrauch über Sterben und Tod jene Begriffe dominieren, die die technisch-funktionale Seite repräsentieren. Worte oder Sätze, die auf die emotionale Seite, auf die psychische Betreuung, Bezug nehmen, sind dagegen kaum zu finden. Und erst recht läßt der von der Intensivmedizin geforderte verdichtete Arbeitstakt, der die Mitarbeiter zu bloßen Handlangern der Maschinen macht, den Patienten als emotionales Wesen außen vor. Im Mittelpunkt steht das human engineering, die Organisation und Administration der medizinisch-technischen Abläufe. Bei manchen Schwerkranken sind 20, 30 verschiedene Alarmmeldun-

gen möglich. So kennen einige Mitarbeiter eher das Monitorbild des Patienten als sein persönliches Antlitz. „Der Tod im Krankenhaus“, schreibt der Medizinhistoriker Rolf Winau, „ist nicht mehr Anlaß für eine festgefügte Zeremonie, er ist zu einem technischen Problem geworden. Der Tod ist aufgelöst in einzelne, dem Laien kaum verständliche Schritte und Stationen.“

Natürlich können diese strukturellen Probleme von Krankenschwestern und Pflegern im Einzelfall gemildert werden - immer wieder erweisen sich Mitarbeiter sozusagen als geborene Seelsorger und versuchen, sich auch um den einzelnen Patienten zu bemühen. Zur größten Hürde wird dabei aus Sicht des Pflegepersonals das Zeitproblem. Die meisten Schwestern und Pfleger glauben, wie eine Befragung gezeigt hat, nicht genügend persönliche Zeit für ihre Patienten aufbringen zu können. Hier klaffen eigenes Ideal und mögliche Umsetzung weit auseinander - mit anderen Worten: die Institution Krankenhaus erlaubt dem Personal nicht, die eigenen Ziele in der Betreuung auch umzusetzen. Hinzu kommen Ausbildungsdefizite: Trotz aller Verbesserungen und allem persönlichen Engagements sind weder das medizinische noch das Pflegepersonal für den Umgang mit Sterbenden umfassend ausgebildet.

In Alten- und Pflegeheimen sieht es günstiger aus. Diese Institutionen werden ja viel weniger von technischen Abläufen geprägt, das Sterben der Bewohner ist im Gegensatz zum Krankenhaus geradezu eingeplant. Die anderen Rahmenbedingungen lassen häufig eine intensivere und vor allem zeit- aufwendigere Betreuung zu. Die eigene Rolle im Umgang mit Sterbenden wird vom Pflegepersonal in Alten- und Pflegeheimen denn auch als befriedigender erlebt als in Krankenhäusern. Angehörige werden hier eher in den Sterbeprozess einbezogen. Damit bestätigt sich wieder die Erkenntnis des Sterbeforschers Franco H. Rest, daß der Aufwand an medizinischer Technik in einer Institution im umgekehrten Verhältnis zur emotionalen Zuwendung steht.

Das heißt aber auch: Die reale Situation der Sterbenden läßt sich solange kaum verbessern, wie das Krankenhaus nicht als das betrachtet wird, was es heute auch ist: ein Ort, an dem gestorben wird. Bis heute ist das moderne Krankenhaus jenes typische Kind des späten 18. Jahrhunderts geblieben, das dem Glauben der Aufklärung anhing, mit der Vernunft ließe sich alles regeln - und der Tod unsichtbar machen. In der Folge hat die Moderne, so schreibt Zygmunt Bauman, „den Tod in einen Sack voll unangenehmer, aber zähmbarer Krankheiten dekonstruiert, so daß sich im Tumult der nachfolgenden Krankheitsbekämpfung die Sterblichkeit vergessen ließ und nicht weiter beunruhigte“.

Daß Tod und Trauer auch etwas Natürliches, dem Leben Innewohnendes haben - diese Vorstellung läßt sich in die Krankenhausmaschinerie nur schwer integrieren. Gerade Trauernde wirken hier verloren. Die Klinikseelsorgerin Isolde Möller, die am Universitätskrankenhaus Jena tätig ist, beschreibt die Probleme aus ihrer Sicht: „Das ist ein bienenfleißiger Betrieb auf der Intensivstation, ohne Stillstand geschieht etwas. Und mittendrin steht dann jemand und weint, weil der Ehepartner stirbt. Für ihn bedeutet es eine ungeheuere Anspannung, in dieser Situation zwischen all den Apparaturen

mit seiner Trauer allein zu stehen.“ Krankenschwestern und Pfleger haben in solchen Situationen nur selten Zeit, sich auf die hilflosen Angehörigen einzustellen. Wie Isolde Möller aus ihrer praktischen Erfahrung weiß, reicht es manchmal schon, daß überhaupt jemand für die Angehörigen da ist. Als Klinikseelsorgerin kann sie hier unterstützend eingreifen, auch wenn sie für insgesamt 500 Betten zuständig ist, die auf verschiedene Abteilungen verteilt sind.

Für die Patienten ist Isolde Möller in vielen Fällen die einzige Bezugsperson - vor allem, wenn dem Pflegepersonal, wie so häufig, die Zeit für individuelle Zuwendung fehlt. Viele von ihnen sind Krebspatienten, denen das Krankenhaus die trügerische Hoffnung vermittelt, noch „etwas tun zu können“. Die Seelsorgerin, deren Ehemann übrigens als Klinikarzt arbeitet, hat hier die Aufgabe der Vermittlerin übernommen. Wenn andere dazu nicht in der Lage sind, muß sie vor falschen Hoffnungen warnen, muß sie dem Patienten bei der Einschätzung seiner eigenen Situation helfen oder vielleicht deprimierende Entscheidungen des Arztes überbringen. Gerade die Angehörigen sind damit oft überfordert, wie Isolde Möller berichtet. Mit Sätzen wie „Du mußt nur wieder essen“ oder „Du darfst die Hoffnung nicht aufgeben“ suggerieren sie selbst Todgeweihten, es sei alles gar nicht so schlimm. Die Erfahrung der Klinikseelsorgerin lehrt, daß häufig weder Patienten noch Angehörige auf die Sterbesituation vorbereitet sind. „Es fällt vielen heutzutage schwer“, stellt sie fest, „am Krankenbett zusammen zu weinen und so ihren Schmerz über den bevorstehenden, endgültigen Abschied auszudrücken.“

Dabei hat Isolde Möller nicht nur berufliche, sondern auch private Erfahrungen mit dem Sterben im Krankenhaus. Bevor ihre Mutter im Alter von 91 Jahren starb, hatte die Seelsorgerin drei Tage und drei Nächte mit ihr zusammen auf der Intensivstation verbracht. Rückblickend erzählt sie, wie stark damals, im Jahr 1993, die Widerstände in der Institution waren: „Es kostete viel Energie, das durchzusetzen, weil es einfach nicht in den Krankenhausbetrieb paßte. Aber ich ließ mich davon nicht abbringen. Ich brauchte diese Zeit, um von meiner Mutter Abschied nehmen zu können - selbst wenn es in der wenig angenehmen Atmosphäre der Intensivstation stattfinden mußte.“ Aber nach dem Tod wurde der Leichnam der verstorbenen Mutter, wie so viele andere auch, in den Keller abgeschoben. Dies zu akzeptieren, fiel Isolde Möller besonders schwer: „Es hat mir den Schlaf geraubt zu wissen, daß meine Mutter ganz allein unten im Keller liegt.“

## **Gegenkonzepte**

An diesen Strukturen ist viel Kritik geübt worden. Es gibt mittlerweile Ansätze, der emotionalen Betreuung größeren Wert beizumessen. Erste Belege einer öffentlichen Diskussion über den Umgang mit Sterbenden entstammen den siebziger Jahren. Es war nicht zufällig jene Zeit, als die Intensivmedizin Einzug in deutsche Kliniken gehalten und den technokratischen Zugriff auf die Patienten verschärft hat. Gleichzeitig sorgten die 1973 erstmals auf deutsch publizierten Erkenntnisse der Psychia-

terin und Sterbeforscherin Elisabeth Kübler-Ross für Diskussionsstoff. Kübler-Ross zeigte unter anderem, daß Sterben als ein differenzierter Prozeß zu sehen ist, der von den Betroffenen jeweils ganz unterschiedlich empfunden wird. Wenn auch ihr Modell der fünf Sterbephasen gelegentlich Widerspruch hervorrief, so haben diese Forschungen doch geholfen, die Situation von Sterbenden besser zu verstehen. Es dauerte aber noch etliche Jahre, bis sich jene gesellschaftlichen Initiativen entfaltet hatten, die für einen anderem Umgang mit Sterbenden eintraten. Teilweise wurden Anregungen aus dem angelsächsischen Raum aufgegriffen. Palliativmedizin und Hospizbewegung lauten die wichtigsten Stichwörter - das fünfte Kapitel dieses Buches wird noch ausführlich auf diese und andere Initiativen eingehen.

Manchmal sind es jedoch schon kleine Veränderungen, die aufmerken lassen. Uwe Jander-Kleinau, Klinikarzt aus Schleswig-Holstein, nennt als Beispiel die Einrichtung von besonders gestalteten Abschiedszimmern. Hier können die Angehörigen in angemessener Umgebung den Verstorbenen ein letztes Mal sehen, bevor er für die Bestattung vorbereitet wird. Selbst das Anzünden einer Kerze kann helfen, für eine entsprechende Atmosphäre zu sorgen. Auch Klinikseelsorgerin Möller ist inzwischen um Rat gefragt worden, auf welche Weise man ein solches Abschiedszimmer im Krankenhaus würdevoll einrichten könne. Wie sie erzählt, bringt man in Jena die Verstorbenen mittlerweile nicht mehr sofort in den Keller und läßt auswärtigen Angehörigen genug Zeit, um zum Abschiednehmen noch anzureisen. Auch gibt es immer mehr Ärzte, Schwestern und Pfleger, die sich - so Uwe Jander-Kleinau - für den Umgang mit Sterbenden ausbilden und schulen lassen. Aber der Weg ist weit, denn dies ist nur selten institutionalisiert. „Die gezielte Sterbebegleitung“, so berichtet Uwe Jander-Kleinau aus eigener Erfahrung, „bleibt dem persönlichen Engagement des Personals überlassen, weil so etwas nicht in den Kostenberechnungen für Pflege enthalten ist.“

## **Euthanasie und passive Sterbehilfe**

Nachdem der Umgang mit Sterbenden erst einmal zum Thema öffentlicher Diskussionen geworden war, gewannen auch Vorstellungen an gesellschaftlichem Gewicht, die zuvor in Deutschland lange Zeit fast als tabu gegolten hatten. Parallel zur Forderung nach Sterbebegleitung wurde nämlich der Ruf nach einer Legalisierung der aktiven Sterbehilfe laut. Aktive Sterbehilfe verlangt vom Arzt (oder einer anderen Person), dem Sterbenden auf eigenes Verlangen hin dann die tödliche Injektion zu geben, wenn er glaubt, Schmerzen und Leiden nicht mehr ertragen zu können. Auch als „Gnadentod“ bezeichnet, ist die aktive Sterbehilfe bis heute in Deutschland ebenso verboten wie in fast allen anderen Ländern. Gestattet dagegen ist unter bestimmten Umständen die passive Sterbehilfe, bei der jene medizinischen Indikationen abgesetzt werden, die zur weiteren Lebensverlängerung beigetragen hätten. Etwas weiter geht die sogenannte indirekte Sterbehilfe - hier wird durch gezielte medikamentöse

Schmerzlinderung bei hoffnungslosen Fällen ein früherer Tod aufgrund der Nebenwirkungen billigend in Kauf genommen. Auch sie ist inzwischen unter bestimmten Voraussetzungen in Deutschland juristisch abgedeckt.

An der Forderung nach Legalisierung der aktiven Sterbehilfe haben sich heftige gesellschaftliche Diskussionen entzündet, die teilweise mit großer moralischer Rigorosität geführt werden. Von ihren Befürwortern wird die aktive Sterbehilfe als moderner, aufgeklärt-fortschrittlicher Ausdruck individueller Selbstbestimmung auch im Tod betrachtet. Die Gegner räumen dem Schutz des menschlichen Lebens und der körperlichen Unversehrtheit höhere Priorität ein; außerdem warnen sie angesichts knapper Ressourcen im Gesundheitswesen vor den Gefahren möglichen Mißbrauchs. Sie verweisen darauf, daß ein technokratischer Weg eröffnet werden könnte, sich alter und schwacher, nur noch als Kostenfaktoren betrachteter Patienten pragmatisch zu entledigen.

Zunächst ein Blick zurück in die Geschichte: Tötung auf Verlangen bzw. aktive Sterbehilfe wird auch mit dem Begriff Euthanasie bezeichnet, was aus historischen Gründen gleich doppelt verwirrend ist. Zum einen meint das griechische Wort Euthanasie in seiner ursprünglichen, antiken Bedeutung als „schöner Tod“ ein schmerzfreies, sanftes Sterben. Noch im 19. Jahrhundert wurde der Begriff nicht mit Lebensverkürzung, sondern mit Hilfe und Beistand beim Sterben verbunden. Erst zu Anfang des 20. Jahrhunderts entfaltete sich die heutige Bedeutung, als diskutiert wurde, die aktive Sterbehilfe zur Verkürzung der Leiden unheilbar Kranker einzusetzen. Zugleich kamen Vorschläge auf, dieses neue Verständnis von Euthanasie zu instrumentalisieren, um sich „erbkranker“ Menschen entledigen zu können. Zweifelhaften Ruhm erlangte dabei die 1920 erschienene Schrift „Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens“ von Alfred E. Hoche und Karl Binding. Der eine Mediziner, der andere Jurist, waren beide Autoren keine Außenseiter, sondern anerkannte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, die lange vor der Machtübergabe an die Nazis rassenhygienische Ideologien verbreiteten, teilweise verbrämt durch den Mantel des Mitleids. So fiel es später der NS-Diktatur nicht schwer, für ihr sogenanntes Euthanasieprogramm, das zur systematischen Tötung von insgesamt über 100 000 angeblich „lebensunwerter“ Menschen führte, teilweise Unterstützung bei Ärzten und Pflegepersonal zu finden. Auch hier wurde von „Gnaden-“ oder „Mitleidstod“ gesprochen. Zu den ersten Opfern des nationalsozialistischen Euthanasieprogramms zählten bekanntlich behinderte Säuglinge und Kleinkinder. 1940/41 wurden die Euthanasiemaßnahmen dann ausgeweitet: Im Rahmen der Aktion „T 4“ wurden rund 70 000 Menschen aus Heilanstalten und Pflegeheimen zur Tötung abtransportiert. Als Informationen über den Zweck der zuvor geheimgehaltenen Aktion bekannt wurden, kam es allerdings zu breiter Verunsicherung und zu Protesten, beispielsweise von Kirchenvertretern. Die zentrale Tötungsaktion wurde daraufhin zwar gestoppt - was aber blieb, war die stillschweigend praktizierte, teilweise experimentelle Euthanasie innerhalb der einzelnen Anstalten.

Nach der Zerschlagung der Nazi-Diktatur war der einst positiv besetzte Euthanasiebegriff in Deutschland bis auf weiteres völlig diskreditiert - zu groß war das Entsetzen über die bekanntgewordenen Praktiken. Zugleich allerdings wurde auch das Thema Sterbehilfe weitgehend tabuisiert. So verwundert es nicht, daß es Anfang der fünfziger Jahre nach der Premiere von Willi Forsts Kinofilm „Die Sünderin“ zu einem Aufschrei der Entrüstung kam. Heute ist weitgehend vergessen, daß es nicht allein Hildegard Knefs nackter Busen war, der damals zum größten Kinoskandal der Nachkriegszeit führte, sondern auch jene Tötung auf Verlangen, die das dramatische Finale des Films bildet. Das von Hildegard Knef gespielte Mädchen Marina „erlöst“ einen von ihr geliebten, aber schwerkranken und erblindeten Maler durch einen tödlichen Trank von seinem Leiden und folgt ihm anschließend selbst in den Tod.

## **Die Deutsche Gesellschaft für Humanes Sterben**

Die moderne Euthanasiebewegung hat sich seit den dreißiger Jahren zunächst im angelsächsischen Raum entfaltet, wo der Begriff natürlich eine andere Bedeutung als in Deutschland hat. Die Diskussionen um die Sterbehilfe griffen später auch auf die Bundesrepublik über und mündeten organisatorisch in die 1980 erfolgende Gründung der Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben (DGHS) mit Sitz in Augsburg. In der Satzung der DGHS (revidierte Fassung 1992) heißt es programmatisch: Die Organisation „versteht sich als Vertretung jener Bürger, die sich das Recht auf eine Sterbensverkürzung aus humanitären Gründen sichern wollen“.

Die heute rund 37 000 Mitglieder zählende DGHS verweist zur Legitimation ihrer Arbeit nicht nur auf vergleichbare Organisationen in anderen Ländern - beispielsweise „Exit“ in der Schweiz -, sondern auch auf einen Europaratsbeschuß über die Rechte von Kranken und Sterbenden. In dieser Erklärung aus dem Jahr 1976 wird betont, daß Lebensverlängerung als solche kein ausschließliches Ziel medizinischer Praxis sein könne. Sie wurde übrigens im selben Jahr verabschiedet, in dem Jean Amerys berühmtes Buch „Hand an sich legen“ erschien, das vehement für den Freitod als Akt selbstbestimmten Handelns plädierte. Die direkte Forderung nach aktiver Sterbehilfe rückte allerdings bei der DGHS zeitweilig in den Hintergrund, stattdessen wurden das Recht auf Freitod sowie die Patientenautonomie ideell und materiell gefördert. Zum Beispiel unterstützt die DGHS, die Anfang der neunziger Jahre durch illegalen Zyankali-Handel ihres Gründungspräsidenten Hans Henning Atrott in Mißkredit geriet, Selbsttötungen mit Tips und Rezepturen. Eine 1994 erschienene und nur an Mitglieder abgegebene Broschüre „Selbsterlösung durch Medikamente“ enthält konkrete Hinweise für die Durchführung eines Suizids. Gleichzeitig verwaltet die DGHS Freitod- und Patientenverfügungen (auch bekannt als Patiententestamente). Erstere sollen verhindern, daß nach einem Suizid lebensret-

tende Maßnahmen durchgeführt werden. Mit letzteren werden lebenserhaltende Maßnahmen unter bestimmten Umständen von vornherein abgelehnt, z. B. im Koma oder bei schwerer Hirnschädigung. Sie sollen helfen, den eigenen Wunsch nach passiver Sterbehilfe - also dem Abbruch lebensverlängernder Maßnahmen - gegenüber dem Arzt durchzusetzen. Sie sind aber für diesen rechtlich ebensowenig bindend wie die Meinung sogenannter Bezugspersonen, also vor allem der Angehörigen. Neuerdings gibt es in der aktuellen Rechtssprechung, wie später noch zu erläutern sein wird, jedoch die Tendenz zugunsten einer größeren Patientenautonomie.

Die Aktivitäten der DGHS und anderer Sterbehilfe-Befürworter werden von den meisten Ärzten und nicht zuletzt von den beiden großen Kirchen argwöhnisch betrachtet und teilweise heftig bekämpft. Die ärztlichen Standesorganisationen verweisen zum einen auf die ethische Pflicht zur Rettung von Menschenleben. Zum anderen fällt es natürlich gerade Klinikärzten schwer, den Sinn jener Intensivmedizin in Frage gestellt zu sehen, derer sie sich so gern bedienen: Künstliche Beatmung, Sondenernährung, künstliche Nieren würden in ihrer Bedeutung eingeschränkt, sollte sich bei todkranken Patienten der Wunsch nach vorzeitiger Beendigung des Lebens allgemein durchsetzen. Die Kirchen wiederum verweisen darauf, daß es nicht in menschlicher Verfügungsgewalt liege, in das von Gott gegebene Leben einzugreifen. In einer 1989 herausgegebenen, gemeinsamen Erklärung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der katholischen Deutschen Bischofskonferenz heißt es unter anderem: „Keiner hat über den Wert oder Unwert eines anderen menschlichen Lebens zu befinden - selbst nicht über das eigene. ... Im Glauben daran, daß Gott das Leben jedes Menschen will, ist jeder mit seinem Leben, wie immer es beschaffen ist, unentbehrlich. ... Das Töten eines anderen Menschen kann unter keinen Umständen eine Tat der Liebe, des Mitleids mit dem anderen, sein, denn es vernichtet die Basis der Liebe.“ Umgekehrt beklagt die DGHS, daß Klinikärzte und Kirchen - jeweils auf ihre Weise - die Verfügungsgewalt des einzelnen Menschen über seinen Tod monopolisieren.

Allerdings verlaufen die Fronten nicht immer so starr, wie es zunächst den Anschein hat. Auch unter den Ärzten wächst die Bereitschaft, die intensivmedizinische Maximaltherapie nicht bis zum endgültigen Ende durchzuziehen, den „medizinischen Aktionismus“ also zu begrenzen. In den Richtlinien der deutschen Bundesärztekammer für die ärztliche Sterbebegleitung von 1993 heißt es: „Bei Patienten mit irreversibel verlaufenden Erkrankungen oder Verletzungen mit infauster Prognose [sww. tödlichem Ausgang] kann, insbesondere im terminalen Stadium, die Linderung des Leidens so im Vordergrund stehen, daß eine daraus möglicherweise folgende Lebensverkürzung hingenommen werden darf. ... Maßnahmen zur Verlängerung des Lebens dürfen abgebrochen werden, wenn eine Verzögerung des Todeseintritts für den Sterbenden eine nicht zumutbare Verlängerung des Leidens bedeutet und das Grundleiden mit seinem irreversiblen Verlauf nicht mehr beeinflußt werden kann.“



Selbst einzelne Kirchenvertreter unterstützen die Forderung nach Sterbehilfe. So meinte der prominente Tübinger Theologe Hans Küng, der durch seine Kirchenkritik bekannt geworden ist und 1995 gemeinsam mit dem Schriftsteller und Publizisten Walter Jens ein Buch zum Thema herausgegeben hat: „Jeder Mensch, der es wünscht, soll, vorausschauend, sterbeverzögernde Maßnahmen einer technischen Medizin durch eine individuell abgefaßte Patientenverfügung in Grenzen halten können. Seine Patientenverfügung soll auch für die Ärzte rechtlich verbindlich sein, es sei denn, es gäbe beweiskräftige Gründe, daß sie dem aktuellen Willen des Patienten nicht mehr entspricht. Zugleich wird die Legalisierung der freiwilligen aktiven Sterbehilfe angestrebt. Nicht der Arzt ist Herr über Leben und Tod, sondern der betroffene Mensch allein, der gegenüber dem Arzt seine Rechte geltend machen darf und soll.“

## **Rechtliche Rahmenbedingungen für Sterbehilfe**

Eines immerhin haben die Diskussionen inzwischen gebracht: Das Thema Sterbehilfe ist der gesellschaftlichen Tabuisierung entrissen worden. Diese Tabuisierung hatte zu dem problematischen Zustand geführt, daß in nicht wenigen Fällen in den Krankenhäusern Sterbehilfe praktiziert, aber nicht diskutiert wurde. Die medizinischen Apparate wurden stillschweigend abgeschaltet. Zu einer Zäsur wurde der spektakuläre, in den Medien öffentlich diskutierte Fall Hackethal. Der Arzt Julius Hackethal hatte im April 1984 nach eigenen Angaben „indirekte aktive Sterbehilfe“ bei einer Patientin geleistet, die nach 13 Operationen und einer Strahlenbehandlung mit ihrem Gesichtskrebs im fortgeschrittenen Stadium nicht mehr weiterleben wollte. Zu einer Verurteilung Hackethals kam es nicht.

Bis heute jedoch wird die Auseinandersetzung um die Sterbehilfe von einer nicht eindeutigen Rechtslage bestimmt. Die derzeitigen rechtlichen Voraussetzungen bedeuten für die Betroffenen geradezu eine Zwickmühle. Auf der einen Seite dient das deutsche Strafrecht erklärtermaßen dazu, Leben zu schützen, und ist damit mißtrauisch gegenüber allen Versuchen, diesen Schutz zu unterhöhlen. Die aktive Sterbehilfe ist, wie angedeutet, als „Tötung auf Verlangen“ nach § 216 StGB ausdrücklich verboten und wird mit Freiheitsentzug zwischen fünf Monaten und einem halben Jahr bestraft. Auf der anderen Seite ist es heute dank des technisch-medizinischen Fortschritts möglich, das Leben nicht nur manipulativ zu verkürzen, sondern auch zu verlängern. So ist es denkbar, daß eine mit Hilfe intensivmedizinischer Methoden aufgezwungene Lebensverlängerung, wenn sie dem erklärten Patientenwillen entgegensteht, als Körperverletzung nach § 223 StGB bestraft wird.

Aus dieser Konstellation ist nach Ansicht von Juristen ein doppelseitiges Schutzbedürfnis abzuleiten, das in der bisherigen Rechtspraxis zu erheblicher Unsicherheit geführt hat. Abgesehen von § 216 StGB enthält das deutsche Recht nämlich keine weiteren Regelungen, die sich ausdrücklich auf Ster-

beihilfe beziehen. Die Gerichte müssen deshalb allgemeine Prinzipien zu Rate ziehen, wie das genannte Recht auf körperliche Unversehrtheit, das Verbot der Fremdtötung oder die Straffreiheit von Selbsttötung. Im Gegensatz zur Tötung auf Verlangen ist die Anstiftung und Beihilfe zum Freitod nämlich straffrei - bliebe also zu entscheiden, wo die Grenze zwischen der straffreien Beihilfe zum Freitod und der strafbaren Tötung auf Verlangen liegt. Der Freiburger Jurist Albin Eser schreibt dazu: „Solange die Letztentscheidung über die Herbeiführung des Todes bei dem Betroffenen selbst verbleibt, sind Hilfeleistungen dazu als straflose Beihilfe zur Selbsttötung anzusehen. Sobald dagegen die Entscheidung über den Todeseintritt letztentscheidend in der Hand des Dritten liegt, handelt es sich um strafbare Tötung auf Verlangen.“

Daraus läßt sich allerdings nicht herleiten, daß jeder Arzt verurteilt wird, der lebensverlängernde Maßnahmen abbricht. Seit einigen Jahren zeichnet sich nämlich in der Rechtsprechung die Tendenz ab, das Selbstbestimmungsrecht des Patienten stärker zu berücksichtigen. Dies hat zuletzt ein Urteil des Bundesgerichtshofes vom November 1996 bestätigt. Es erlaubt Ärzten, in besonders schweren Fällen das Leiden dann abzukürzen, wenn es dem feststellbaren oder mutmaßlichen Willen des Patienten entspricht. Ein würdiger und schmerzfreier Tod sei einer kurzfristigen, dafür mit schwersten Schmerzen belasteten Lebensverlängerung vorzuziehen, hieß es seitens des Gerichtes. Voraussetzung für die Zulässigkeit dieser Art von Sterbehilfe sei aber die unmittelbare Nähe des Todes für den Patienten - der Sterbevorgang muß bereits begonnen haben. Für den ja nicht unwahrscheinlichen Fall, daß sich der Patient nicht mehr selbst äußern kann, gilt es, dessen mutmaßlichen Willen festzustellen. Dies geschieht in der Regel durch die Konsultation von Angehörigen. Auch frühere Willensbekundungen des Patienten müssen bei dieser Bewertung einbezogen werden, etwa in Form der erwähnten Patientenverfügungen.

Von seiten der Ärzte wird ohnehin immer wieder Unverständnis darüber geäußert, daß sie diejenigen sein sollen, die die letzte Entscheidung treffen und für eine etwaige Tötung dann verantwortlich wären. Uwe Jander-Kleinau steht mit folgender Aussage sicherlich stellvertretend für viele seiner medizinischen Kollegen: „Ich kann und will es nicht als meine Aufgabe betrachten, anderen das Leben zu nehmen. Ich sehe ein, daß es Zustände unerträglichen Leidens gibt, die man beenden möchte. Ich sehe auch, daß der Patient, der sich den Tod wünscht, nach dem ruft, der ihn am sichersten geben kann. Ich selbst kann das aber nicht, dazu bin ich als Arzt nicht da. Ich kann Schmerzen lindern, den Patienten betreuen, mit ihm sprechen, aber nicht auf Verlangen töten. Das Problem kommt hier auf eine Entscheidungsebene, für die der Arzt eigentlich nicht zuständig sein kann.“

## **Internationale Tendenzen**

Um mehr Rechtssicherheit zu schaffen, hatten sich bereits Mitte der achtziger Jahre Mediziner und Juristen zusammengefunden und den „Alternativentwurf eines Gesetzes über Sterbehilfe“ verfaßt. Er sieht unter anderem vor, den Abbruch oder die Unterlassung lebenserhaltender Maßnahmen auf bestimmten und ausdrücklichen Wunsch des Patienten sowie unter spezifischen Rahmenbedingungen (z. B. Aussichtslosigkeit der weiteren Behandlung) straffrei zu lassen. Daneben soll die Gabe schmerzlindernder Mittel auch dann zugelassen werden, wenn als nicht vermeidbare Nebenwirkung das Sterben beschleunigt wird. Die Tötung auf Verlangen soll zwar im Prinzip rechtswidrig, aber in bestimmten Fällen auch straffrei bleiben - beispielsweise, wenn sie der Beendigung schwerster Leiden dient, die anderweitig nicht behoben oder gelindert werden können. Dieser Alternativentwurf ist bisher vom Gesetzgeber nicht aufgegriffen worden - offensichtlich wirkt die jahrzehntelange Tabuisierung hier nach. Überhaupt hat das Thema Sterbehilfe im Bundestag, abgesehen von einem Hearing im Jahr 1985 und einigen Anfragen, bisher bemerkenswert wenig Beachtung gefunden.

Auf gesellschaftlicher wie auf Expertenebene laufen die Diskussionen jedoch weiter, zumal in anderen Ländern die öffentlichen Auseinandersetzungen teilweise zu konkreten Ergebnissen geführt haben. Dabei wird häufig auf die Schweiz und Niederlande verwiesen, wenn es um eine Neuregelung der Sterbehilfe geht. Nach dem - allerdings ebenfalls nicht gesetzlich, sondern ärztlich geregelt - Schweizer Modell endet die Pflicht auf Lebenserhaltung dort, wo einem Mensch aufgrund des unwiederbringlichen Verlustes jeglicher Reaktionsfähigkeit die Möglichkeit seiner Selbstwahrnehmung und -verwirklichung genommen ist. Die Schweizer Sterbehilfe-Richtlinien gelten damit auch für die sogenannten Wachkoma-Patienten, sofern sicher ist, daß sie ihr Bewußtsein nicht wiedererlangen können. Bei all denen also, die zwar stabilen Kreislauf und selbständige Atmung haben, aber nicht mehr kommunizieren können und gänzlich auf Pflege angewiesen sind, darf in der Schweiz auf lebenserhaltende Maßnahmen verzichtet werden.

In den Niederlanden wird ein noch weitergehendes und im übrigen auch gesetzlich geregeltes Verfahren praktiziert. Zwar ist auch dort die aktive Sterbehilfe weiterhin verboten, unter gewissen Bedingungen bleiben Ärzte jedoch straffrei. In diesen Fällen ist die geleistete Sterbehilfe genau zu protokollieren und wird gerichtlich überprüft. Anfang der neunziger Jahre gab es in den Niederlanden eine aufsehenerregende Studie, nach deren Ergebnissen vier von zehn Todesfällen auf Eingriffe von Ärzten zurückzuführen sind, mit anderen Worten: eine mehr oder weniger aktive Sterbehilfe stillschweigend praktiziert wird (übrigens hat Umfragen zufolge auch ein Drittel aller britischen Ärzte bereits Sterbehilfe geleistet). Aus dem politischen Bedürfnis, diese Praxis von ihrer Tabuisierung zu befreien, resultierte letztlich die erwähnte Neuregelung. Einige kritisieren dies als fatale Neigung, De-Facto-Zustände nachträglich zu legitimieren, andere würdigen den Mut des Parlamentes, sich einer gesellschaftlichen Herausforderung offen gestellt zu haben. Ergänzt werden muß, daß in den Niederlanden andere Rahmenbedingungen als bei uns herrschen. Aus dem niederländischen Gesundheitssystem

ergibt sich nämlich ein lebenslanges, besonderes Vertrauensverhältnis zwischen Hausarzt und Patient, das Entscheidungen für oder gegen Sterbehilfe in vielen Fällen erleichtert.

Auch sonst wächst die Akzeptanz der Sterbehilfe international. Nach einem Volksentscheid im US-Bundesstaat Oregon vom November 1994 ist ärztlicher Beistand für Selbsttötung unter bestimmten Voraussetzungen gestattet. Ärzte dürfen tödliche Medikamente, die vom Patienten selbst eingenommen werden, dann verschreiben, wenn der Patient innerhalb von 15 Tagen mindestens dreimal darum gebeten hat. Außerdem muß der Patient geistig bei vollen Kräften und nicht depressiv sein und darf noch höchstens sechs Monate zu leben haben. In einem Manifest vom März 1997 unterstützt eine Reihe bekannter amerikanischer Philosophen die Legalisierung aktiver Sterbehilfe und beruft sich dabei auf die Freiheit des Individuums in Fragen der persönlichen Lebensführung. Seit Mitte 1996 erlaubt mit Northern Territory ein australischer Bundesstaat unter bestimmten Voraussetzungen gesetzlich die aktive Sterbehilfe. Der Patient muß ein entsprechendes Formular ausfüllen, zwei Ärzte müssen eine tödliche, mit unerträglichen Schmerzen verbundene Krankheit diagnostizieren und ein Psychiater erklären, daß keine therapierbare Depression vorliegt. Auch in Deutschland wird weiterhin über die ärztlichen Richtlinien für Sterbehilfe diskutiert. Eine wesentliche Rolle spielt dabei, daß die relativ liberalen Bestimmungen in den Niederlanden eine gewisse Sogwirkung ausüben. Wie einst bei Schwangerschaftsunterbrechungen, weichen viele ins Nachbarland aus, um ihr Verlangen nach Sterbehilfe zu realisieren. Der DGHS-Präsident Karlheinz Wichmann bekräftigte Anfang 1997 erneut das Ziel seiner Organisation, auch auf gesetzlichem Wege - und nicht nur über die Richtlinien der Bundesärztekammer - eine Änderung der bestehenden Praxis in Deutschland zu erreichen.

## **Gefahr der Willkür**

Allerdings wird es immer ein Problem bleiben, die notwendigen Kriterien so zu definieren, daß Willkür ausgeschlossen bleibt. Schließlich sollte nicht vergessen werden, daß es handfeste persönliche Interessen geben kann, das Leben von Patienten vorzeitig zu unterbinden: Erbschaften beispielsweise oder die Befreiung von Pflegebürden. Niemand kann garantieren, daß die von Ärzten zur Konsultation herbeigezogenen Angehörigen oder Hinterbliebenen nicht ein eigenes, vielleicht sogar unbewußtes Interesse am Tod des Patienten haben. Es könnte schließlich sein, daß die Pflege von den Angehörigen als unerträgliche Last oder Störung empfunden und indirekter Druck auf den Kranken ausgeübt wird, seine Selbsttötung zu verlangen. Umgekehrt kann das Wissen um diesen potentiellen Druck für den Kranken eine hohe Belastung werden und ihn zu einer Abkürzung des Lebens bewegen, ohne daß er es eigentlich wollte.

Daher wurde im „Deutschen Ärzteblatt“ Anfang 1997 eindringlich vor diesen Gefahren gewarnt. Nicht die Angst vor Schmerzen seien die Hauptmotive für den Sterbewunsch, sondern - so werden

einschlägige Untersuchungen zitiert - die Furcht vor „Abhängigkeit, Entstellung, Würdelosigkeit“. Es sind also die sozialen Beziehungen zwischen den Sterbenden und seinem Umfeld, die zu verbessern wären. Im übrigen, so konstatiert das „Ärzteblatt“, würden die vermeintlich strengen Kriterien für Sterbehilfe in den Niederlanden häufig nicht ausreichend beachtet. Letztlich drohe ein Dambruch: „Die Möglichkeit einer Verkürzung der kostenintensiven Sterbephase legt es nur allzu nahe, daß sich die Forderung nach Euthanasie mit den materiellen Interessen der Gesunden und Jüngeren in der Gesellschaft unheilvoll verknüpfen wird.“ Die aktive Sterbehilfe, die vermeintlich die Rationalität individuellen Lebens fördert, könnte rasch zu einer Existenzbedrohung für die Schwachen und Unmündigen werden - eine nicht unrealistische Einschätzung, wie gleich am Beispiel der Thesen des australischen Philosophen und Bio-Ethikers Peter Singer noch zu zeigen sein wird.

Jedenfalls ist der Spagat zwischen Grundrecht auf Leben und ärztlicher Ethik einerseits und Patienten-Autonomie andererseits bis heute trotz aller juristischer Bemühungen schwierig geblieben. Vielleicht bleibt doch nur jener Weg übrig, den der Klinikarzt Uwe Jander-Kleinau skizziert: „Die einzige gesetzliche Regelung, die ich mir vorstellen könnte, läuft auf die Beurteilung des individuellen Falles hinaus. Will man der Gefahr des Mißbrauches vorbeugen, kann es keine allgemeine Regelung geben, die ja nach abstrakten Kriterien funktionieren müßte. Der Einzelfall sollte immer im Mittelpunkt stehen.“ Das muß umgekehrt nicht heißen, daß man einen etwaigen individuellen Wunsch nach Sterbehilfe rigoros mißachtet. Hier könnten in der Tat die sogenannten Patientenverfügungen (Patiententestamente) geeignet sein, den Willen des einzelnen zu dokumentieren - vor allem dann, wenn sie aktuell sind oder in jüngster Zeit erneuert wurden. In Dänemark beispielsweise sind solche Patientenverfügungen seit 1992 für die behandelnden Ärzte rechtlich bindend. Sie werden zentral gespeichert und können jederzeit abgerufen werden.

In den USA und in Australien hat man das Problem sozusagen entpersonalisiert und regelrechte Sterbehilfe-Computer entwickelt. Diese richten in einem Countdown intervallmäßig automatische Anfragen an den Sterbewilligen, ob er seinen Tod weiterhin wünscht. Nach Ablauf einer bestimmten Frist wird dann ebenso automatisch die Sterbespritze verabreicht - der eigene Fingerdruck auf die „JA“-Taste ist der Auslöser. Es ist zweifellos eine folgerichtige, aber dennoch überaus zynische Konsequenz funktionalen Rationalitätsdenkens, einen Menschen gerade in jener Phase, in der er vermutlich am meisten seelische Unterstützung und emotionale Zuwendung benötigt, mit einem Computer allein-zulassen. Möglicherweise hat es auch etwas von self-fulfilling prophecy: Wer vorher nur ein unbestimmtes Verlangen nach Linderung seines Leidens hatte, wird sich angesichts des Computers wohl kaum noch ins Leben zurücksehnen ...

Im Hinblick auf einen derartigen Umgang mit Sterbenden sehen sich die Gegner der aktiven Sterbehilfe in ihren schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Die Grenzen zwischen aktiver und passiver Sterbehilfe verschwimmen, denn einerseits können Todescomputer kaum bestraft werden und ande-

rerseits wäre das von ihnen praktizierte Vorgehen auch in Deutschland ohnehin straffrei - weil es sich nach gegenwärtiger Rechtsprechung höchstens um Beihilfe zum Suizid handelt. Auch eingedenk der Erfahrungen aus der Nazi-Zeit wird davor gewarnt, daß derartige Praktiken der „Entsorgung“ alter und kranker Menschen Tür und Tor öffnen. So erweist sich angesichts aktueller Entwicklungen im Gesundheitswesen der mögliche Mißbrauch tatsächlich als eines der Hauptargumente gegen eine Aufweichung der Sterbehilfe-Kriterien.

## **Der rationalistische Tod: Singer und die Folgen**

Wie nahe die Versuchung ist, aktive Sterbehilfe mit gesellschaftlichen Kosten-Nutzen-Rechnungen zu verknüpfen, zeigen die Thesen des australischen Philosophen und Bio-Ethikers Peter Singer. In seinem Buch „Praktische Ethik“, dessen Erstausgabe 1979 erschien, spricht er sich für die Legalisierung der Sterbehilfe aus. Zwischen aktiver und passiver Sterbehilfe besteht dabei für ihn ebensowenig ein Unterschied wie zwischen freiwilliger und nicht-freiwilliger Sterbehilfe. Ihm geht es um eine systematische, an rationalen Kriterien orientierte Lösung des Problems, wer weiterleben darf und wer nicht. Zu diesem Zweck wird auf vermeintlich objektive Weise definiert, welchen Formen menschlichen Lebens überhaupt ein Lebensrecht zugesprochen werden soll. Dieses gilt nach Singer nur für den, der ein Bewußtsein seiner selbst und seiner bevorstehenden Zukunft hat. Nur eine solche Person könne überhaupt den Wunsch nach Weiterleben haben. Allen anderen, also beispielsweise auch schwerstbehinderten Neugeborenen, füge man schon deshalb mit dem Töten kein Unrecht zu, weil sie erst gar nicht ein entsprechendes Bewußtsein haben. Es seien ebenso nicht-personale Lebewesen wie jene, die es durch Alter oder Krankheit wieder verloren haben. Sie sind aus Singers Sicht keine „Personen“ mehr, deren Menschenwürde es zu respektieren gälte.

Was Singer auf diese Weise abstrakt zusammenfaßte, hat er - zusammen mit Helga Kuhse - in dem 1993 auf deutsch erschienenen Buch „Muß dieses Kind am Leben bleiben? Das Problem schwerstgeschädigter Neugeborener“ anhand konkreter klinischer Fälle erläutert. Dabei führt das Autorenpaar schwerstbehinderte Säuglinge als Beispiele dafür an, daß es Formen menschlicher Existenz gäbe, die es nicht wert seien, „gelebt“ zu werden. Es geht nicht nur um schwerste Hirnschädigungen wie Anenzephalie (dem Fehlen großer Teile des Gehirns), sondern auch um Kinder mit dem Down-Syndrom (Mongolismus). Des weiteren stellen Kuhse/Singer neben dem Bewußtheitsgrad des Kindes noch andere Kriterien dafür auf, ob es „wert“ sei, weiterleben zu dürfen. Dazu zählt die Bereitschaft der Eltern, die Behinderung zu akzeptieren, ebenso wie ihr Wunsch nach einem gesunden Kind und die Frage nach den materiellen Ressourcen, um das behinderte Kind zu betreuen.

## Tödliche Kategorien

Singers utilitaristische Perspektive teilt also das Leben in Kategorien von Wert und Nicht-Wert ein, die für die Betroffenen letztlich tödlich sein können. Mit der Aufstellung vermeintlich rationaler, objektiver Kriterien soll es der Gesellschaft ermöglicht werden, sich von der angeblichen Last schwerstbehinderter Säuglinge, von Apallikern und Dementen zu „befreien“. Handlungsleitend bei diesen und vergleichbaren Vorstellungen ist die Grundidee, daß menschliches Leben im medizinisch-technischen Zeitalter nach Kriterien der Lebensqualität meßbar ist. Nicht mehr von einem allgemeinen unteilbaren Recht auf Leben und einer allgemein zu respektierenden Menschenwürde ist die Rede, sondern von graduellen Abstufungen. Im besten Fall soll der einzelne selbst entscheiden, ob sein Leben noch eine ausreichende Qualität hat, und gegebenenfalls die Chance zur freiwilligen und dann als Wohltat verstandenen Euthanasie haben.

Aber diese Kriterien für Lebensqualität sind notgedrungen willkürlich, da die zugrundeliegenden Wertvorstellungen von Gesellschaft zu Gesellschaft, politischem System zu politischem System durchaus verschieden sein können. Der Wert menschlichen Lebens ist nicht meßbar. Der Versuch, ihn zweckrational zu quantifizieren, ist ein Akt der Inhumanität, weil der gesellschaftliche Zivilisierungsprozeß ja gerade die Unversehrtheit des Lebens zum Grundrecht erhoben hat und vor Gewalt schützt. In einem Memorandum zur „Lebensunwert-Diskussion“, das 1991 vom Arbeitskreis zur Erforschung der Euthanasie-Geschichte (Hamburg) herausgegeben wurde, heißt es über die Problematik des von den Euthanasiebefürwortern verfochtenen Selbstbestimmungsrechts: „Das Versprechen, dies individuell entscheiden zu können, ist eine Fiktion. In einer Gesellschaft, in der der Lebenswert behinderten, kranken, sterbenden oder leidenden Lebens dauernd in Frage gestellt wird, ist es fraglich, wie selbstbestimmt solche individuellen Entscheidungen sein werden.“

Erst recht gilt dies für jene, die eine individuelle Abwägung sogenannter Lebensqualität erst gar nicht leisten können und die zu den ersten Opfern derartiger Praktiken würden: die Schwer- und Schwerstbehinderten. Die Vorstellungen eines Peter Singer sind Ausdruck eines Rationalitätsdenkens, daß durch seine Verabsolutierung vom Instrument gesellschaftlichen Fortschritts zum Tötungsinstrument werden könnte. Die Entscheidung über Leben und Tod fällt eben nicht mehr auf Basis der individuellen Biographie, sondern anhand der fremdbestimmten Skalierung eines sogenannten Lebenswertes - wer die nötige Punktzahl nicht erreicht, fällt durch das Raster. Erschreckend ist, wie wenig die gesellschaftspolitische Dimension berücksichtigt wird, wenn das Ideal einer krankheits- und leidensfreien, „cleanen“ Gesellschaft auf diesem Weg verfolgt wird. Die fatalen Konsequenzen wurden oben anhand der systematischen Tötung „lebensunwerten“ Lebens durch die Nationalsozialisten beschrieben. Auch deren sogenanntes Euthanasie-Programm konnte ja auf der bereits zuvor entwickelten Ideologie von der Bewertbarkeit menschlichen Lebens aufbauen. Damals wie heute wird schon al-

lein durch die Begrifflichkeit jene Schwelle herabgesetzt, die normalerweise vor der Tötung menschlichen Lebens bewahrt.

Peter Singers Vorstellungen sind in der Öffentlichkeit aufs schärfste kritisiert und von seiten der Behindertenbewegung sogar als „Aufruf zum Mord“ bezeichnet worden. Selbst wenn man Singer zugute halten will, einen medizinischen Bereich offen zu thematisieren, der bisher in einer ethischen und juristischen Grauzone gelegen hat: Seine Selektionsmechanismen bleiben Ausdruck der zynischen Rationalität jener, die eine Gesellschaft des künstlich gestylten Glücks möchten. In dem bereits erwähnten Memorandum heißt es: Die Bioethik „etabliert mit ihrer Forderung nach uneingeschränkter persönlicher Autonomie ein neues Menschenbild, das zentrale Menschenrechte außer Kraft setzt und die Gesellschaft entsolidarisiert.“ Und weiter: „Definitionen des Lebenswertes sind ebenso unsinnig wie unmenschlich. Sie sind Ausdruck der Ethik einer rigorosen Leistungsgesellschaft, die sich angesichts der Knappheit der Ressourcen ihres ‘soziales Ballasts’ entweder offen brutal oder gebrochen lautlos entledigt.“ Der Mensch selbst wird schließlich zum Opfer dieses neuen Rationalisierungsschubes. Der Publizist und Singer-Kritiker Oliver Tolmein hat in aller wünschenswerten Klarheit auf den Punkt gebracht, worin das inhumane Potential von derartigen Vorstellungen und damit auch ihre zumindest strukturelle Verwandtschaft zum Vorgehen der Nazis liegt: nämlich „in der Entkleidung des Menschen von seinen Gefühlen, der Einordnung seiner Handlungen in ein System rücksichtsloser Rationalität, in dem Leben seine Berechtigung nachweisen muß, in dem ein Mensch nicht mehr selbstverständlich und bedingungslos als Individuum wahrgenommen und respektiert wird, sondern als austauschbares Exemplar der zweckmäßigsten Verwendung zugeführt werden kann.“

Sicherlich spiegeln Singers Vorstellungen den extremen Pol eines Rationalitätsdenkens wider, das bisher in Deutschland noch nicht zur Leitlinie ärztlichen Handelns geworden ist. Die Bundesärztekammer geht in ihrer bereits zitierten Erklärung von 1993 nicht so weit, für aktive Euthanasie zu plädieren, sondern schlägt bei entsprechendem Entscheidungsbedarf die oben erläuterte indirekte Sterbehilfe vor. Diese Erklärung sei hier noch einmal wiedergegeben, nun ergänzt um den entsprechenden Passus für Neugeborene: „Bei Patienten mit irreversibel verlaufenden Erkrankungen oder Verletzungen mit infauster Prognose [sww. tödlichem Ausgang] kann, insbesondere im terminalen Stadium, die Linderung des Leidens so im Vordergrund stehen, daß eine daraus möglicherweise folgende Lebensverkürzung hingenommen werden darf. Dasselbe gilt für Neugeborene mit schweren, mit dem Leben nicht zu vereinbarenden Mißbildungen.“

Vielen mag es ohnehin absurd erscheinen, daß nationalsozialistische Vorstellungen heute offiziell Relevanz erlangen könnten. Aber angesichts aktueller gesellschaftlicher Diskussionen über die Kosten der Gesundheitspflege oder der - ein besonders infames Wort - sogenannten „Rentnerlast“ erhalten derartige Überlegungen anscheinend einen verführerischen Reiz. Tatsächlich wurde bereits die gesellschaftliche Kostenbelastung durch nicht-abgetriebene behinderte Kinder ausgerechnet. Anfang



1997 gab es scharfen Protest gegen den Test jener Computer in deutschen Krankenhäusern, die Erfolgsaussichten und Sinn weiterer therapeutischer Maßnahmen rational berechnen sollten - wie zu lesen war, hätte der Computer im Zweifelsfall einigen Menschen den Garaus gemacht, die nach erfolgreicher Operation durchaus am Leben geblieben sind. Schließlich ist es kein Zufall, daß die Forderung nach aktiver Sterbehilfe gerade in solchen Zeiten verstärkt erhoben wird, in denen die finanziellen Ressourcen im Gesundheitswesen knapper werden und über eine Zuteilung nachgedacht wird, die ja nur über Selektion erfolgen kann. In Großbritannien ist es bereits heute üblich, ab einer bestimmten Altersgrenze kostspielige Behandlungen nicht mehr zu finanzieren. Jahrzehntlang war es kein Problem, die bereits erwähnten Wachkoma-Patienten mit lebenserhaltenden medizinischen Maßnahmen zu versorgen, obwohl die Hoffnung, daß sie bestimmte Formen des Bewußtseins wiedererlangen könnten, gering war. Inzwischen wird auf wissenschaftlichen Kongressen von Juristen und Medizinern darüber nachgedacht, ob man die lebenserhaltenden Maßnahmen bei diesen Patienten - in Deutschland sind es einige tausend - aus Kostengründen nicht einstellen könne. Pflegekräfte und Therapeuten hingegen fordern statt dieser pragmatischen Kosten-Nutzen-Lösung nicht zuletzt deswegen eine intensivere Betreuung und Therapie, weil es gerade dadurch vereinzelt auch sichtbare Erfolge gegeben hat.

## **Organtransplantationen und Hirntod-Definition**

Mehr als bei den Diskussionen um Sterbehilfe und Euthanasie mag überraschen, daß auch die Definition des Todeszeitpunktes gesellschaftsabhängig ist und materiellen Interessen unterliegt - gilt doch der Tod im allgemeinen Verständnis als eindeutig fixierbares Datum. Dem ist jedoch nicht so: Medizinisch gesehen ist der Tod ein prozeßhafter, in verschiedene Stadien unterteilbarer Ablauf. Entsprechend gibt es unterschiedliche Begriffe. Vom sozialen Tod war bereits die Rede, darüber ist vom kognitiven Tod, Hirntod, Organtod und schließlich vom biologischen Tod zu lesen.

Daß derartige Begriffe aber nicht nur Fachsimeleien betreffen, sondern gesellschaftliche Brisanz besitzen, wurde der Öffentlichkeit mit dem spektakulären Fall des sogenannten „Erlanger Babys“ demonstriert. Im Herbst 1992 verunglückte eine schwangere Frau so schwer, daß sie für hirntot erklärt wurde. Der 15 Wochen alte Fötus blieb jedoch lebensfähig. Daraufhin wurde am Erlanger Universitätsklinikum beschlossen, die Körperfunktionen der für tot erklärten Frau intensivmedizinisch weiter „am Leben“ zu erhalten, um das Baby zu retten. Das Experiment endete mit einer Totgeburt, denn der Fötus wurde vom Mutterleib abgestoßen. Kritiker meinten, die Ärzte hätten den toten Körper der Schwangeren funktionalisiert und damit deren - auch nach dem „Tod“ zu respektierende - Würde verletzt. Schlagzeilen machte in der Presse auch der Umstand, daß die Eltern der Toten als nächste Angehörige zwar konsultiert worden waren, aber offensichtlich keine ausdrückliche Zustimmung zu dem

Experiment gegeben hatten. Im übrigen zeigte das künstliche „Leben“ der Verunglückten der Öffentlichkeit höchst augenfällig, wie relativ die Grenze zwischen Leben und Tod ist - und daß sie nach pragmatischen Kriterien festgelegt wird.

Letzteres wird dann besonders deutlich, wenn man den Einfluß berücksichtigt, den die Organtransplantationen inzwischen auf die medizinische Definition des Todeszeitpunktes genommen haben. Um dies zu erläutern, sei wieder ein kurzer Blick zurück in die Geschichte gestattet: Die Frage des Todeszeitpunktes hatte sich in den sechziger Jahren neu gestellt. Bis dahin galt ein Mensch auch nach medizinischen Kriterien dann als tot, wenn mit Kreislauf- und Atmungsstillstand die vitalen Funktionen ausgesetzt hatten. In einem Fachlexikon hieß es damals: „Der Tod ... wird von Ärzten anhand des völligen Stillstands der Blutzirkulation und daraufhin der animalen und vitalen Lebensfunktionen wie Atmung, Pulsschlag etc. festgestellt.“ Solange keine medizinischen Eingriffe erfolgten, stellten sich nach Kreislauf- und Atemstillstand schließlich die weiteren Todessymptome von selbst ein - vom Absterben des Gehirns und der Organe bis zu den charakteristischen Leichenflecken.

Diese Kriterien jedoch, die bis heute im Alltagsverständnis mit dem Tod eines Menschen gleichgesetzt werden, waren in dem Moment überholt, als künstliche Beatmung sowie Herz-Lungen-Massage eingeführt wurden und Wiederbelebungsmaßnahmen Erfolg versprachen. Damit konnten Herz- und Atemstillstand keine sicheren Todeszeichen mehr sein. Zugleich lösten auch jene Patienten Diskussionen um den Todeszeitpunkt aus, die nach erfolgter Reanimation in ein irreversibles Koma verfallen waren - mit anderen Worten: Der Organismus konnte mit intensivmedizinischen Methoden am Leben erhalten werden, während das Gehirn unwiderruflich zerstört war.

Jedenfalls kam es auf diesem Weg zur Abkehr vom bisherigen, am Aussetzen von Atmung und Herztätigkeit ausgerichteten Todesverständnis. Stattdessen rückte das Ende der Hirnfunktionen in den Vordergrund, zumal es die Entwicklung des Elektroenzephalogramms (EEG) inzwischen ermöglicht hatte, Hirnströme zu messen. Eine interdisziplinäre US-amerikanische Kommission (sogenanntes Ad Hoc Committee; auch als Harvard-Kommission bekannt) erarbeitete dann 1968 jene Vorschläge, mit denen der Hirntod medizinisch als Todeskriterium salonfähig wurde. Zugrunde gelegt wurde dabei der Ausfall des gesamten Hirnes (Ganzhirn-Tod). Der Hirntod wird demnach definiert als unumkehrbares Erlöschensein der integrativen Gesamtfunktion des Großhirns, des Kleinhirns und des Hirnstammes - selbst wenn die Herz-Kreislauffunktionen noch aufrechterhalten werden können. Diagnostiziert wird der Hirntod nach einem genau definierten und vorgegebenen Ablaufschema, das eine mehrstündige Beobachtungszeit beinhaltet.

Schon die Harvard-Kommission aber bezog sich damals nicht nur auf das Problem des irreversiblen Komas, sondern auch darauf, die notwendigen Rahmenbedingungen für Organentnahmen zu definieren. 1967 war die erste Herztransplantation vorgenommen worden, und Nierentransplantationen waren bereits seit den fünfziger Jahren möglich. Der Todeszeitpunkt wurde also vorverlegt, um die Organentnahme an einem Körper zu ermöglichen, der nun definitionsgemäß tot ist. Dies war jedoch

eine pragmatische Definition. Kaum ein Laie wird nachvollziehen können, daß jemand tot sein soll, der sich noch warm anfühlt und bei dem Atmung und Kreislauf funktionieren. Im übrigen haben natürlich die traditionellen Todesanzeichen keineswegs vollständig ihre Bedeutung verloren, sondern werden bei der Todesfeststellung im Alltag außerhalb der Klinik weiterhin angewandt. Nicht alle Menschen sterben schließlich dort, wo ein Hirntod meß- und überprüfbar ist.

Die medizinischen Vorzüge des neudefinierten Todeszeitpunktes jedenfalls lagen auf der Hand, wie auch der Intensivmediziner Günther Baust ungeschminkt resümiert: „Für den Arzt wirkte sich durch die Vorverlegung des Todes die damit erzielte bessere Qualität und Quantität der Organbeschaffung sowie die Verkürzung reanimativer und intensivmedizinischer Maßnahmen vorteilhaft aus.“ Als typischer Partial-, also Teiltod, erlaubt es der Hirntod, daß prinzipiell alle Organe außer den irreversibel geschädigten Hirnzellen noch lebensfähig sind und für eine Organspende zur Verfügung stehen. Damit wurde das aus Sicht der Transplantationsmediziner größte Problem im Ansatz behoben, nämlich die Beschaffung möglichst frischer Organe (in den meisten Fällen geht es um Nieren). Nach wie vor ist der Bedarf weit höher als das Angebot. Seit Einführung des Hirntodes kann ein potentieller Spender für tot erklärt werden und zugleich dessen Kreislauf und Atmung mit intensivmedizinischen Mitteln funktionstüchtig erhalten werden. Die notwendige Durchblutung der Spenderorgane bleibt damit gewährleistet.

## **Gesellschaftliche Akzeptanz und Rechtslage**

Die Hirntod-Definition der Harvard-Kommission wurde in den meisten Industriestaaten von den ärztlichen Standesorganisationen übernommen, so auch von der deutschen Bundesärztekammer. Bereits 1967 war im niederländischen Leiden die Eurotransplant gegründet worden, die für Belgien, Deutschland, Luxemburg, Niederlande und Österreich das organisatorische Netz für Organtransplantationen zur Verfügung stellt. Unter anderem sammelt sie aus den einzelnen Transplantationszentren alle Daten über mögliche Organempfänger, um in kürzester Zeit den bestmöglichen Empfänger zu benennen, sobald ein Organ zur Verfügung steht. Ähnliche Einrichtungen gibt es unter anderem für Großbritannien, Frankreich und Skandinavien. 1984 wurde die Deutsche Stiftung Organtransplantation gegründet, deren Ziel die Gewinnung und Bereitstellung von verpflanzbaren Organen ist.

Einige Zahlen mögen die quantitative Dimension des Problems veranschaulichen: Allein die Zahl der Nierenverpflanzungen stieg zwischen 1977 und 1993 in Deutschland um knapp das Achtfache von 277 auf 2164. Die Zahl der Lebertransplantationen verzehnfachte sich zwischen 1985 und 1993 auf fast 600, die Zahl der Herztransplantationen stieg im selben Zeitraum um mehr als das sechsfache auf rund 500. Umgekehrt gab es 1993 weit über 7000 Menschen, die auf eine Nierenverpflanzung warteten - also mehr als 5000 potentielle Empfänger blieben unberücksichtigt. Nierentransplantatio-

nen sind von allen Organverpflanzungen medizinisch am erfolgreichsten - fast alle Empfänger überleben das erste Jahr, immerhin noch 80% die ersten fünf Jahre nach dem Eingriff.

Trotz aller Bemühungen der Mediziner halten die Diskussionen um den Zusammenhang von Organtransplantation und Hirntod nicht nur in Deutschland bis heute an - die gewünschte allgemeingesellschaftliche Akzeptanz will sich nicht so recht einstellen. Wie gesagt, fällt es schwer, einen Menschen mit schlagendem Herzen und weitgehender Funktionstüchtigkeit der Organe als tot zu betrachten sowie umgekehrt einen recht abstrakten Teil des Körpers als Steuerungsorgan zu isolieren und für die Todesfeststellung als entscheidend zu akzeptieren. Der Staats- und Verwaltungsrechtler Wolfram Höfling vermerkte kritisch im April 1997 in „Die Zeit“, daß „der Hirntod ein Übergangszustand im Sterbezustand ist, der technisch festgehalten wird. Der Sterbeprozess selbst aber ist dem Leben zuzurechnen“. Ohnehin war die medizinische Neudefinition erst nachträglich eine ethische Legitimation angefügt worden, um die gesellschaftliche Akzeptanz zu erhöhen. Darin wurde das Gehirn zum Träger der spezifisch menschlichen, geistig-intellektuellen Wesensmerkmale erklärt und als unersetzliches integratives Zentrum des Organismus definiert. Kritiker dagegen sprachen nicht zu Unrecht von einem allzu pragmatischen, interessenorientierten Vorgehen. Die Frage der Organtransplantation hatte einen, wie viele meinen, unzulässig hohen Einfluß auf die Definition des Todeszeitpunktes gewonnen. Wie schrieb doch der Philosoph und Medizinkritiker Hans Jonas: Die Einführung des Hirntod-Kriteriums zeigte beispielhaft das „Zusammenwirken all jener Faktoren, die uns willig machen, neuen Errungenschaften der Technik der handgreiflichen Gewinne wegen ihren Lauf zu lassen, dem technologischen Diktat die Verdinglichung auch unserer selbst zu beugen.“

Natürlich kann man sich der Organentnahme im Prinzip verweigern - es gibt keine Pflicht, der Menschheit seine eigenen Organe zur Verfügung zu stellen. Allerdings wird in dieser Angelegenheit in Deutschland sehr pragmatisch verfahren. Geltende Rechtspraxis ist derzeit die erweiterte Zustimmungslösung - was bedeutet, daß zwar im Prinzip ein etwaiger Spender zu Lebzeiten seine Zustimmung erklärt haben muß, diese aber durch einen Angehörigen nachgeholt werden kann. Auch davon gibt es noch Ausnahmen, so daß in bestimmten Fällen auch Organentnahmen ohne jegliche Zustimmung möglich sind. Strenger sind die Regelungen bei der Entnahme von noch lebenden Personen, wenn also beispielsweise eine der beiden Nieren oder Teile eines Organs gespendet werden. Dies ist in der Regel nur möglich, um nahe Verwandte vor schweren Beeinträchtigungen oder vor dem sicheren Tod zu retten, und immer an die ausdrückliche Zustimmung des Spenders gekoppelt.

## **Transplantationsgesetz und Organhandel**

Derzeit, also im Frühjahr 1997, werden im Deutschen Bundestag mehrere Entwürfe für ein Transplantationsgesetz beraten, denn die bisherige Rechtspraxis fußt auf der Auslegung ganz unterschiedlicher Gesetze. Das Spektrum der diskutierten, fraktionsübergreifenden Gesetzesentwürfe beginnt bei der sogenannten engen Zustimmungslösung, die eine Organentnahme im Prinzip für unzulässig erklärt - es sei denn, der Spender hat zu Lebzeiten ausdrücklich zugestimmt; eine spätere stellvertretende Meinungsäußerung ist nicht zulässig. Von einer Gruppe um Bundesgesundheitsminister Horst Seehofer wird dagegen die sogenannte Widerspruchslösung verfochten. Dabei handelt es sich um eine weit großzügigere Regelung, denn hier ist die Organentnahme immer dann zulässig, wenn der Empfänger nicht zu Lebzeiten schriftlich widersprochen hat. Nach den Wünschen der Gruppe um Seehofer - die dabei von Transplantationsmedizinern unterstützt wird - soll zugleich der Hirntod als Todeskriterium in Deutschland gesetzlich festgeschrieben werden. Genau davor warnt wiederum eine andere Gruppe von Abgeordneten, vor allem aus den Reihen der Sozialdemokraten und Bündnisgrünen.

In der ehemaligen DDR galt übrigens ein 1975 erlassenes Transplantationsgesetz, dem die Widerspruchslösung zugrunde lag. Es brachte zwar formalrechtliche Sicherheit, führte aber in der Praxis auch immer wieder zu Problemen und ethischen Konfliktsituationen mit den Hinterbliebenen. Daß beispielsweise nach einem Verkehrsunfall nicht unbedingt Zeit vorhanden ist, nach entsprechenden Dokumenten zu fahnden, soweit sie der Betreffende nicht bei sich trägt, dürfte einleuchten. Auch sollte man bedenken, daß Organentnahmen typischerweise bei jungen Verkehrstoten durchgeführt werden - wer denkt in diesem Alter an Widerspruchserklärungen?

Die meisten Mediziner wehren sich dennoch vehement gegen die Zustimmungslösung, die verständlicherweise auch von den betroffenen Patientenorganisationen (etwa den Dialysepatienten) gefürchtet wird. In großformatigen Zeitungsanzeigen wird vor der mögliche Folge gewarnt, daß die Zahl der potentiellen Spender drastisch sinken wird. Umgekehrt meint etwa der SPD-Politiker und Arzt Wolfgang Wodarg, der für die Zustimmungslösung plädiert, daß mit dem Seehofer-Entwurf einem „technokratischen und zweckgeleiteten“ Umgang mit dem Problem der Weg geebnet scheint.

Daß der Bundestag überhaupt ein solches Gesetz berät, hängt nicht zuletzt mit dem kommerziellen Organhandel zusammen, der sich mittlerweile ausgebreitet hat. Dessen Verbot soll das geplante Transplantationsgesetz nämlich ebenfalls mit sich bringen. Nicht nur in der sensationsbegierigen Boulevard-, sondern auch in der medizinischen Fachpresse wurde in den vergangenen Jahren immer wieder auf die menschenverachtenden Praktiken hingewiesen, die mit dem kommerziellen Organhandel verbunden sind. Das Grundproblem wurde bereits genannt: Es gibt weit mehr Transplantationswünsche als verfügbare Organe. Wie allein die erwähnte Zahl potentieller Nierenempfänger andeutet, eröffnet sich hier ein lukrativer Markt, dessen Umfang etliche Millionen Mark betragen dürfte. Zahlungskräftige Kunden können für mehrere zehntausend DM die von ihnen gewünschten Organe von bestimmten Organisationen erhalten.

Einmal davon abgesehen, daß eine auf diese Weise zustande gekommene Verpflanzung medizinische Probleme hervorrufen könnte, stellt sich die Frage sozialer Verantwortung. Die Spender kommen häufig aus den armen Bevölkerungsschichten der Dritten Welt und sind auf jede finanzielle Mittel angewiesen, so etwa Slumbewohner in Indien. Im Nahen Osten gilt Ägypten als ein Zentrum des Organhandels. Meldungen über die Organentnahme an Hingerichteten in China, über den Freikauf von Strafe auf den Philippinen oder den Fund angeschwemmter Leichen in Südamerika, denen Organe operativ entfernt worden waren, lassen schlimmste Befürchtungen aufkommen. Daß derartige Vorkommnisse nicht auf andere Kontinente beschränkt sind, zeigen die Berichte über illegale, also ohne Einwilligung der Patienten getätigte Nierenentnahmen in einer britischen Klinik. Nicht jeder schließlich teilt die Prämissen, die das auf dem amerikanischen Markt erschienene Handbuch „Sell Yourself to Science“ verfißt: nämlich Teile des eigenen Körper möglichst gewinnträchtig an interessierte Forschungseinrichtungen zu verhökern ...

Allein auf Gesetzesebene wird sich jedoch das Problem von Hirntod und Organtransplantation nicht lösen lassen. Die damit verbundenen ethischen Fragen waren lange Zeit eher ein Thema von fachinternen Diskussionen. Eher spät wurde die Öffentlichkeit auf die eminente gesellschaftliche Bedeutung aufmerksam. Inzwischen jedoch wächst die Zahl der Kritiker, die sich gegen eine derart instrumentelle Definition des Todeszeitpunktes wehren, wie sie der Hirntod darstellt. In einem 1995 erschienenen Buch von Johannes Hoff und Jürgen in der Schmittgen wird über die medizinischen Fachdebatten hinaus ein breiter gesellschaftlicher Konsens zu diesem Problem angemahnt: „Die Entscheidung über Sinn und Unsinn des ‘Hirntod’-Kriteriums fällt auf der Ebene des Todesverständnisses, das das Sein des Menschen zum Beispiel mit bestimmten Bewußtseinsleistungen in eins setzt. Erst wenn Klarheit über das zugrunde liegende Todesverständnis besteht, kann und muß in einem zweiten Schritt die naturwissenschaftliche Eignung des diskutierten Todeskriteriums geprüft werden. Drittens müssen die diagnostischen Verfahren den Eintritt des im Todeskriterium enthaltenen Zustands sicher nachweisen.“

Hoff/in der Schmittgen schlagen statt des Hirntods, bei dem ja eine Teilfunktion des Menschen isoliert wird (Partialtod), eine ganzheitliche, den Gesamtorganismus berücksichtigende Regelung vor. Diese Todesdefinition würde den Zusammenbruch aller Vitalfunktionen des Gesamtorganismus voraussetzen und das derzeitige Prinzip damit umkehren. Nur Einzelorgane oder Zellen würden dann noch Zeichen eines rein biologischen Überlebens aufweisen: „Vom ‘klassischen’ Kriterium des Herzkreislauf-Stillstandes wie auch vom ‘Hirntod’-Kriterium unterscheidet sich dieses Kriterium aber dadurch, daß es sich nicht auf die Funktionsfähigkeit einzelner Organe (hier: des Herzens oder des Gehirns) stützt, sondern auf ein spezifisches Verhältnis der dem System verbleibenden Organe.“ In einem weiteren Schritt könnte es auch eine Aufgabe des ohnehin notwendigen gesellschaftlichen Diskurses sein, die Öffentlichkeit für diese Probleme zu sensibilisieren und die Spendebereitschaft auf

diesem Weg zu erhöhen. Es geht schließlich nicht darum, das Interesse potentieller Empfänger zu diskreditieren, sondern möglichem Mißbrauch vorzubeugen. Eben diesem aber würde alle anderen Wege als die Zustimmungslösung Tür und Tor zu öffnen.

## **Gegen den „produktiven Tod“**

Ist also seit Ende der sechziger Jahre der (Ganz-)Hirntod zum relevanten Kriterium geworden, so wird mittlerweile über eine weitere Aufweichung diskutiert. Bereits der irreversible Ausfall des Großhirns, also eines Hirnteiles, soll als Todeszeitpunkt gelten (kognitiver Tod), da er nach Ansicht von Medizinern die „höheren“ Funktionen des Körpers steuert. Es ist wohl überflüssig zu sagen, welche Vorteile dies bringt - die jetzt bestehende Situation würde jedenfalls für die Transplantationsmedizin noch einmal verbessert. Dem Partialtod, also dem irreversiblen Ausfall des ganzen Hirns, würde - so kurios es klingt - ein partialer Partialtod als Kriterium folgen, eben der Teilhirntod. Folgenreicher als diese Begriffsspielerei ist der Umstand, daß der Teilhirn-Tod als Kriterium ernsthaft erwogen wird, obwohl die Medizin eigentlich noch gar nicht genau weiß, „welche Eigenschaften ausschließlich durch das Großhirn realisiert werden“ (Günther Baust). Auch die Frage, ob der Ausfall von Funktionen des Großhirns in jedem Fall irreversibel ist, scheint noch nicht geklärt.

Ebenso wie bei den Euthanasiediskussionen ist auch hier der Verdacht nicht von der Hand zu weisen, daß die Todesdefinition nach den pragmatischen Bedürfnissen der Medizin, um genauer zu sein: der Intensiv- und Transplantationsmedizin, immer wieder neu ausgerichtet wird. Darüber hinaus liegt natürlich die Gefahr nahe, daß eine weitere Aufweichung des Todeskriteriums und Vorverlegung des Todeszeitpunkts zu gefährlichen Selektionsmechanismen führen könnte. Warum sollten irgendwann einmal, so läßt sich polemisch fragen, nicht auch bewußtseinsgestörte Personen, die einer kostenintensiven Pflege bedürfen, für „tot“ erklärt werden können? Gerechterweise muß gesagt werden, daß auch vielen Ärzten unwohl bei dieser Entwicklung ist. Gerade auch von ärztlicher Seite wird gefordert, den Tod nicht allein nach naturwissenschaftlichen Kriterien zu definieren, sondern gesellschaftliche und ethische Aspekte zu berücksichtigen. Die eigene Definitionsmacht in Sachen Tod scheint also selbst bei Ärzten inzwischen Unbehagen auszulösen.

Ohnehin haben die Hirntod-Kritiker in den letzten Jahren an Boden gewonnen - oder, wie der Staats- und Verwaltungsrechtler Höfling fordert: „Der Lebensschutz ist auch auf das verlöschende menschliche Leben auszudehnen. Die Sicherung der menschlichen Existenz wäre unvollständig, umfaßte sie nicht auch das Sterben.“ Offensichtlich wird deutlicher als bisher erkannt, daß mit den oben skizzierten Tendenzen - ebenso wie bei der Forderung nach aktiver Sterbehilfe - die Gefahr besteht, einem zweckorientierten Umgang mit Sterben und Tod den Weg zu ebnen. Beide Phänomene reihen sich nämlich in übergreifende Entwicklungen ein, in deren Folge gesamtgesellschaftliche Kosten-

Nutzen-Rechnungen den Vorrang vor der am Individuum ausgerichteten Perspektive erhalten haben. In einem 1996 von Stephan Kolb herausgegebenen Buch, das sich kritisch mit Fragen medizinischer Ethik auseinandersetzt, heißt es dazu: „Patienten werden immer weniger als einzelne kranke Menschen betrachtet und behandelt, sondern immer mehr als Teil eines größeren Ganzen: als Träger ‘schlechter’ Erbanlagen, als Kostenfaktoren im Gesundheitswesen oder einfach nur als Posten in einer Gesundheitsstatik“ - oder eben als Lieferanten für die Transplantationsmedizin, ließe sich ergänzen.

Gerade die Hirntod-Definition zeigt, wie wenig der Sterbende als menschliches Individuum noch ernst genommen wird. Der Körper des Noch-nicht-ganz-Toten wird instrumentalisiert für angeblich höhere Zwecke. In Wirklichkeit hat der Mensch die Verfügungsgewalt über seinen Körper schon vor dem Tod verloren. Die Journalistin und engagierte Medizinkritikerin Erika Feyerabend stellt in dem erwähnten Band fest: „Wir haben aufgehört, als Individuen mit einer leiblichen Außengrenze zu existieren. Der Leib ist dienstbar und dienlich gemacht worden - im Interesse anderer, anonymen Dritter.“ Damit ist das Sterben nicht nur rationalisiert worden, sondern - wie Erika Feyerabend es treffend nennt - zu einem „produktiven Tod“. Umgekehrt wird deutlich, wie gering das Interesse am einzelnen Menschen und seiner Würde ist - sei er Sterbender oder Toter oder irgendwo im Niemandsland dazwischen.

Möglicherweise werden die Menschen bald als eine Art Maschine betrachtet, die über beliebig austauschbare Ersatzteile mit Garantieanspruch am Leben erhalten werden kann. Vielleicht werden wir uns dann im Krankenhaus mit einem jener Dokumente konfrontiert sehen, die dem frisch operierten Helden von Stanislaw Lems Science-fiction-Roman „Der futurologische Kongreß“ im Patientenbett präsentiert wurde: „Werter Patient! Du weilst derzeit bei uns im Versuchsspital dieses Staates. Deinem Wohl zuliebe ersetzen sie [die Chirurgen] notgedrungenermaßen Teile Deines Organismus durch Organe, die von anderen Personen herrühren. ... Zur Vervollständigung Deines Organismus verwendeten wir die allerbesten - geeigneten - hinreichenden - letzten (Nichtbenötigtes streichen!) derzeit verfügbaren Organe. Die Tauglichkeit dieser Organe verbürgen wir Dir für ein Jahr, Halbjahr, Quartal, drei Wochen, sechs Tage (Nichtbenötigtes streichen!).“

### **III. Krematorien und Kühlzellen: Die Technisierung des Todes**

#### **„Ein sonderbar süßlicher Geruch ...“: Annäherung an die Toten**

Wenn etwas von jenem Phänomen, das wir mit dem Begriff „Tod“ umschreiben, durchgängig von Distanz, Abwehr, ja Tabuisierung betroffen ist, dann ist es sicherlich der Umgang mit dem Leichnam.



Dessen Marginalisierung ist räumlich greifbar: Verstorbene werden „hinter die Kulissen“ geschafft, wie Norbert Elias es nannte. Im Krankenhaus kommen sie in entlegene Kellerräume, in der eigenen Wohnung werden sie rasch vom Bestatter abtransportiert. Auch andere Indizien zeugen von Distanz und Abwehr. Beispielsweise fällt im einzigen wissenschaftlichen Lexikon zum Thema Sterben und Tod kaum mehr als eine Spalte für den Begriff „Leiche“ ab. Stattdessen beschäftigt sich der dickleibige Band lieber ausführlich mit den ästhetischen und metaphysischen Aspekten des Todes. Da will auch die katholische Kirche nicht über die Stränge schlagen und empfiehlt einen pragmatischen Weg - in einem Sammelband über den christlichen „Umgang mit den Toten“ heißt es nüchtern: „Nichts spricht aber dagegen, daß Ehrfurcht und Zweckmäßigkeit einander die Waage halten, was den Umgang mit dem Leichnam angeht. Verzicht auf tagelange Aufbahrung ... bezeugt von sich aus keineswegs den Verlust des Glaubens an das Leben und die Gegenwart der Toten.“ Birgit Richard macht in ihrer Studie über heutige Todesbilder nicht zuletzt die Gewöhnung an den medial vermittelten und dadurch immateriell gewordenen Tod für diese Marginalisierung des Leichnams verantwortlich.

Eine Ausnahme bilden, abgesehen natürlich von der krankhaften Nekrophilie, nur jene toten Körper, deren hohes Alter kulturhistorischen Reiz ausübt und deren leiblicher Zustand keinen mehr erschrecken läßt: die mumifizierten Leichen beispielsweise, wie sie im Bleikeller des Bremer Rathauses oder - etwa als „Moorleichen“ - in diversen Museen zu bestaunen sind. Auch die Gebeine und Schädel in den Katakomben von Paris erfreuen sich nicht nur touristischer Aufmerksamkeit, sondern sind neuerdings zum Ort von Parties und schwarzen Messen geworden.

Im übrigen aber ist der erste Kontakt mit einem Leichnam für all jene, die nicht professionell damit zu tun haben, die Erfahrung von etwas völlig Fremden: „Ein sonderbar süßlicher Geruch lag in der Luft, so schwach, daß sie ihn kaum wahrnehmen konnten ... Die Augen waren geschlossen, ganz still, wie zufällig, und die Lider lagen wie seidene Hüllen über den Augäpfeln ... Der ganze Kopf war wächsern, und auch die Hand wirkte wie eine vollkommene Wachsnachbildung.“ Mit diesen Worten beschreibt der amerikanische Schriftsteller James Agee in seinem Roman „Ein Todesfall in der Familie“ die Konfrontation mit dem verstorbenen Vater, dessen Unfalltod der familiären Alltagsroutine jegliche lebensregulierende Kraft geraubt hat. Minutiös schildert der Schriftsteller, wie die Hinterbliebenen das aus ihrer Sicht Unfaßbare doch wahrnehmen und verarbeiten müssen. Wie in Agees Roman, so wird auch für viele andere der Tod eines nahen Menschen erst dann real, wenn sie den Leichnam gesehen haben. Daher werden Krankenhauspersonal und Bestattungsunternehmer manchmal nur deswegen mit dem Wunsch nach einem letzten Blick konfrontiert, weil die Hinterbliebenen den Tod sonst nicht „wahr“haben können.

Was nun passiert konkret nach Eintritt des Todes? Zunächst einmal kühlt der Körper ab. An den empfindlichsten Hautflächen erscheinen Vertrocknungszeichen. Spätestens nach einer Stunde treten Totenflecken auf, weil der Blutkreislauf nicht mehr funktioniert. Die Totenstarre beginnt zwei bis drei Stunden nach dem Tod (bei kühler Umgebung auch später), löst sich allerdings nach einigen Tagen,

manchmal Wochen, wieder von selbst. Den dann folgenden Prozeß der biologischen Verwesung wird man wohl höchstens aus wissenschaftlichem Interesse im Detail verfolgen ... . Bevor jedoch die Verwesung einsetzt, durchläuft der Leichnam - meist gut gekühlt - noch einige Institutionen, in denen Menschen beruflich mit ihm zu tun haben. Von diesen Stadien und ihrer rigorosen Technisierung handeln die folgenden Abschnitte.

## **Tabuzonen: Die Orte der Leichen**

In aller Regel sind jene Orte, an denen die Leichen bis zur Bestattung liegen, klassische Tabuzonen. Es sind verschwiegene, nur den befugten Funktionsträgern zugängliche Räume. Schon die Sprache drückt die Distanz zum Objekt aus. Von Ironie und derben Witzen angesichts der Leiche berichtet die Ethnologin Sabine Helmers, die systematische Feldforschungen bei denen betrieben hat, die professionell mit Leichen umgehen: Krankenschwestern und -pfleger, Mitarbeiter der Pathologie, Medizinstudenten. Verstorbene werden salopp als Exitus oder, knapper noch, als Exer und Ex bezeichnet. Der Raum, in den sie nach dem Tod transportiert werden, heißt manchmal spöttisch Garderobe, manchmal Neuner-Zimmer (weil einziger Raum im Krankenhaus für neun Menschen - und seien es tote). Die Leichenkeller der Kliniken sind „unheimliche“ Orte, an denen man besser nicht allein bleibt. Nicht umsonst finden hier gern Initiationsriten für noch unbedarfte Kolleginnen und Kollegen statt. Und nicht zufällig rangieren jene, die den Leichnam dorthin zu verfrachten haben, in der Krankenhaus-Hierarchie meist unten - Zivildienstleistende zum Beispiel. Ihre ironisch-saloppe Sprache ist schon fast ein Akt psychischer Notwehr angesichts der Konfrontation mit dem Tod in einer unwirtlichen Umgebung, die meist jeder Würde Hohn spricht.

Auch fördert der ethnologische Blick manches, aus der Distanz fast seltsam erscheinende Ritual zutage, das sich trotz aller Rationalität im Krankenhaus erhalten hat. Dazu gehört als erste Handlung am Verstorbenen das Schließen der Augenlider. Die Lehrbücher empfehlen, feuchte Tupfer auf die Lider zu legen, um zu verhindern, daß sie sich wieder öffnen. Gelagert wird der Leichnam gewohnheitsgemäß auf dem Rücken, die Hände seitlich am Körper oder über der Brust gekreuzt, manchmal auch gefaltet. Mit einer Rolle oder Binde soll verhindert werden, daß der Unterkiefer herunterklappt und der offene Mund zu sehen ist - für das Anlegen geben die Lehrbücher exakte Anweisungen. Daß Angehörige die Totenpflege im Krankenhaus vornehmen könnten, erscheint hingegen wie ein Ansinnen aus einer anderen Welt.

Wenn Verstorbene von der Station transportiert werden, geschieht dies so unauffällig wie möglich. Spezielle Tragen oder Rollgestelle mit muldenförmigen Aufsätzen verbergen den Toten (wobei diese Art der Tarnung eher kontraproduktiv ist, weil sie eben jene Aufmerksamkeit erregt, die vermieden werden soll ...). Um allen Eventualitäten vorzubeugen, wird der Leichentransport zu Tageszeiten

durchgeführt, an denen das Krankenhaus von Besuchern möglichst wenig frequentiert wird. Wie ein Lehrbuch kategorisch fordert, sollen die Zimmertüren geschlossen, Gänge und Aufzug leer sein, wenn die Toten in den Leichenkeller gebracht werden.

## **Auf dem Seziertisch**

Normalerweise übernimmt danach der Bestattungsunternehmer den Leichnam - wovon im folgenden Kapitel die Rede sein wird. Aber so mancher Tote landet zuvor noch auf dem Seziertisch der pathologischen Abteilung. Im Dienste der Wissenschaft werden hier durch eine Obduktion (im Fachjargon: Sektion) krankhafte Veränderungen im menschlichen Körperbau dokumentiert. Weniger wissenschaftlich, eher technisch-handwerklich klingen die Namen der Werkzeuge, die dabei benutzt werden: Säge und Stecheisen beispielsweise. In der Art und Weise, wie die Schriftstellerin Melitta Breznik in ihrer 1995 erschienenen Erzählung „Nachtdienst“ die Arbeitsmittel des Obduzenten beschreibt, läßt sich auf dessen notgedrungen brachiales Wirken schließen: „Mit knappen Bemerkungen über jedes inspizierte Organ zieht er sich die viel zu lange Fleischerschürze über den Kopf, streift die bräunlich verkrusteten Gummihandschuhe ab, ordnet pedantisch das Besteck, Fleischermesser in allen Größen, Scheren in mehreren Variationen, Schöpflöffel, zwei an der Zahl, ein mittelgroßer Fuchschwanz, die handliche kleine Kreissäge für die Schädelöffnung, Sonden jeder Länge, Hammer und Stemmeisen.“ Daß junge Medizinstudenten bei dieser Pflichtübung gelegentlich in Ohnmacht fallen, verwundert nicht.

Historisch gesehen bedeutete die Einführung der Obduktion, die sich im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit vollzog, eine folgenreiche Zäsur im Umgang mit dem Leichnam. Zuvor hatte der Leichnam nur im Rahmen jenes aufwendigen Totenkults Beachtung gefunden, den Adel, Klerus und Patriziat entfaltet und der dem jenseitigen Wohl des Verstorbenen dienen sollte. Jetzt aber war der Tote nicht mehr allein Objekt kirchlich-kultischer, sondern auch wissenschaftlicher Interessen. Schauplätze dieser Obduktionen waren die sogenannten Anatomischen Theatern (Theatra anatomica), die zu den frühesten Universitätseinrichtungen überhaupt gehören. Ihre hörsaalähnliche Architektur ist bis heute in Städten wie Bologna, Padua, Amsterdam und Kopenhagen zu bewundern. Bei den Obduktionen handelte es sich um öffentliche Lehr- und Schauveranstaltungen, die trotz des damals verlangten Eintrittsgeldes einen wahren Massenanstrom auslösten. Die Versuchsobjekte waren zunächst Delinquenten, Straffällige also. Allerdings mangelte es an weiblichen Leichen - deswegen war hier der Eintritt doppelt so hoch. Im 18. Jahrhundert wuchs dann die Zahl der Obduktionen, weil Aufklärung und Nützlichkeitsdenken der medizinischen Neugierde zusätzliche wissenschaftliche Legitimation verschafften.

Damit jedoch wurde die Beschaffung von frischen Leichen zu einem immer dringlicheren Problem. Wie schon in der frühen Neuzeit griff man auch jetzt gern auf tote Straffällige zurück. Darüber hinaus lassen Gerichtsprotokolle aus Großbritannien, Frankreich und Deutschland darauf schließen, daß hier regelrechte Verbrecherbanden gezielt der Anatomie zulieferten - die Ausplünderung von Gräbern scheint noch die harmlosere Variante gewesen zu sein. So ist denn auch Robert Louis Stevensons Erzählung „Die Leichenräuber“ (1884) nicht völlig aus der Luft gegriffen. Stevenson beschreibt, wie im Anatomischen Institut der Universität Edinburgh menschliche Körper angeliefert werden, die offensichtlich just zu diesem Zweck ermordet worden waren. In anderen Fällen wurden schwerkranke, hilflose Patienten aus Krankenhäusern entführt, getötet und anschließend der Anatomie zur Verfügung gestellt. Der kriminellen Beschaffung korrespondierte das stillschweigende Einverständnis der von Nachschubproblemen geplagten Wissenschaftler.

Ihren Höhepunkt erreichte diese Perversion medizinischer Moral unter der Nazi-Diktatur. Anatomische Institute, wie das der Universität Tübingen, erlebten einen ungeahnten Aufschwung, weil sie sich der Opfer einer verbrecherischen Politik bemächtigen konnten. Auf ihren Seziertischen landeten die Leichen hingerichteter Widerstandskämpfer, Regimekritiker, Deserteure und der Opfer des nationalsozialistischen Lagererrors. Nach der „Ausschlachtung“ durch die Anatomie wurden sie anonym verscharrt. In Tübingen immerhin wurde dieses düstere Kapitel später historisch aufgearbeitet und publik gemacht. Die Opfer der Anatomie wurden ihrer Namenlosigkeit wieder entrissen und erhielten auf dem Tübinger Alten Stadtfriedhof eine Gedenkstätte. Aber Tübingen war kein Einzelfall. Auch das Anatomische Institut des Universitätskrankenhauses Hamburg-Eppendorf konnte sein fachspezifisches Ansehen nicht zuletzt dadurch steigern, daß es - wie der Medizinhistoriker Karl Heinz Roth herausgefunden hat - die Leichen von Anstaltsinsassen und Hingerichteten sowie der Opfer des nahen KZ Neuengamme zur Verfügung gestellt bekam.

Bis heute spielt sich das Geschehen in den anatomischen Instituten der Universitäten und pathologischen Abteilungen der Krankenhäuser unter Ausschluß der Öffentlichkeit ab. Trotz aller wissenschaftlichen Legitimation ist auch hier eine regelrechte Tabuzone im Umgang mit den Toten entstanden. Die pathologischen Arbeitsräume befinden sich innerhalb der Kliniken oft in entlegenen Gebäudeteilen. Das Personal sieht sich häufig einer besonderen gesellschaftlichen Distanz ausgesetzt - sofern es sein Hantieren mit Säge und Stecheisen überhaupt preisgibt. Vielleicht ist dies auch dem Umstand zu schulden, daß das Zerlegen der Leichen in ihre einzelne Teile nebst folgendem Zusammenflicken meist einen Widerwillen auslöst, der über jenen des bloßen Anblickes von Toten weit hinausreicht. Ins öffentliche Interesse jedenfalls rücken derartige Einrichtungen nur durch skandalträchtige Praktiken. So wurde vor einigen Jahren bekannt, daß an einzelnen Instituten ein schwunghafter kommerzieller Handel mit jenen Leichenteilen betrieben wurde, die von der Pharmaindustrie nachgefragt werden.

## Leichenhallen: Unter hygienischer Kontrolle

Ein den meisten Menschen sehr viel geläufigerer Ausdruck des modernen, technisch-pragmatischen Umgangs mit den Toten sind die Leichenhallen. Inzwischen sind sie mit ihren Kühlkammern und Feierhallen auf fast allen Begräbnisplätzen zu finden, in Großstädten manchmal mit dem Krematorium verbunden. Sie dienen zum einen der Lagerung und Aufbahrung der Leichen, zum anderen den Trauerfeiern. Wegen dieser Simultanfunktion werden sie vielerorts als Friedhofskapellen bezeichnet - allerdings sind echte Friedhofskapellen, also rein kirchlich-zeremonielle Bauten, zumindest in den Städten selten. Historisch betrachtet ist die Leichenhalle nämlich keineswegs eine zeremonielle, sondern eine hygienisch-funktionale Einrichtung. Mittlerweile ist sie aber, da sie die private Hausaufbahrung abgelöst hat, zweckmäßigerweise auch zum Ort der Trauerfeier geworden.

Noch vor 200 Jahren waren Leichenhallen - oder Leichenhäuser, wie sie damals hießen - etwas Außergewöhnliches und stellten eine völlig neue Form der Friedhofsarchitektur dar. Die ersten Leichenhallen in Deutschland entstanden Ende des 18. Jahrhunderts in Weimar und München, damals Hochburgen moderner Reformpolitik. Es war jene Epoche, als man vielerorts über medizinische und hygienische Verbesserungen nachsann. Die Überfüllung innerstädtischer Begräbnisplätze wurde wiederholt moniert, weil man gesundheitliche Gefahren für die Bevölkerung durch ausströmende Verwesungsdünste und Leichensäfte befürchtete - es kam zur zweiten Welle von Friedhofsverlegungen in der Neuzeit.

Auch der Bau der ersten Leichenhallen - gefördert unter anderem von berühmten Medizinern wie Christoph Wilhelm Hufeland - gehört in diesen Kontext. Allerdings lag ihm zunächst ein Phänomen zugrunde, das aus heutiger Sicht merkwürdig erscheint: die Furcht vor dem Scheintod, also vor dem Lebendig-begraben-werden. Dieses Phänomen wurde damals in der Öffentlichkeit lebhaft diskutiert. Auch wenn die angeführten Fälle einer Überprüfung in der Regel nicht standhielten: Man sorgte für Wächter und installierte ausgeklügelte technische Signalvorrichtungen, um dem Scheintod ein Schnippchen zu schlagen.

Vom damaligen Weimarer Leichenhaus, wie gesagt: eines der ersten in Deutschland, liegt eine zeitgenössische Beschreibung vor, die wegen ihrer Anschaulichkeit hier zitiert sei: „Es lag auf dem alten Gottesacker und enthielt ein grosses Zimmer, worin acht Leichen bequem [!] liegen konnten. Es wurde durch Ofenröhren, welche unter dem Fussboden lagen, erwärmt und war mit Zugeröhren versehen, um eine beständige Lufterneuerung hervorzubringen. Neben diesem grösseren Zimmer befand sich eine Stube für den Wächter mit einem Glasfenster in der Thür zur Beobachtung der Leichen. Diese Zimmer hatten eine Höhe von 12 Fuss, die Decke derselben war gewölbt. Eine Küche diente zur Bereitung der nötigen Hülfsmittel und namentlich warmer Bäder, wenn sich ja wiederkehrende Lebenszeichen darthun sollten. Damit keine, auch nicht die geringsten Zeichen des wiederkehrenden

Lebens verloren gingen, bekamen die Wächter nicht allein eine sehr genaue Instruction, sondern es wurden auch Prämien für den ersten, der solche entdeckte, ausgesetzt. Um aber den Scheintodten es möglichst zu erleichtern, etwaige Zeichen von Leben von sich zu geben, wurden Hände und Füße jedes Todten mit Fäden in Verbindung gesetzt, deren geringste Erschütterung sich durch eine damit verbundene Schelle hörbar machte.“

Diese fast panische Furcht vor einem nicht sehr realen Phänomenen wie dem Scheintod mag heute erstaunen. Aber die sich in den gebildeten Schichten ausbreitenden Erkenntnisse über die Funktionen des Körpers sowie die aufgeklärt-rationale Überlegung, das eigene Schicksal nicht allein Gott überantworten zu können - all das mag zu diesen Reaktionen beigetragen haben. So paradox es zunächst klingt: Die Furcht vor dem Scheintod ist der Beleg einer anderen, rationaleren Einstellung zum Tod. Hinzu kam, daß die sich gerade entfaltende Presselandschaft - einmal sensibilisiert für solches Geschehen - alle Meldungen über derartige Fälle sammelte und gern aufbauschte. Damit wurde natürlich die Furcht vor dem Scheintod erst recht geschürt - sie sollte erst im Laufe des 19. Jahrhunderts wieder abebben. Immerhin konnte noch Friederike Kempner, die in der Kaiserreich-Zeit als „schlesische Nachtigall“ populär gewordene Lyrikerin, in der ihr eigenen, unfreiwilligen Komik inbrünstig den Bau weiterer Leichenhallen fordern: „Ein Leichenhaus, ein Leichenhaus/Ruft er aus vollem Halse aus,/Wir wollen nicht auf bloßen Schein/Beseitigt und begraben sein!/Wir wollen, alle Wetter auch,/Nicht halten an dem dummen Brauch,/Daß man mit uns zu Grabe rennt,/Als wenn man's nicht erwarten könnt'!“ Letztlich ist der Scheintod bis heute ein Thema der Boulevardpresse geblieben. Immer wieder werden solche - medizinisch übrigens durchaus erklärbaren Fälle - wegen ihres Gruseleffekts gern aufgegriffen („Die Tote schluckte - Sargträger retten Frau“).

Grundsätzlich läutete der Bau der ersten Leichenhallen eine Entwicklung ein, die den Umgang mit dem Leichnam technisierte und bürokratischer Reglementierung unterwarf. Neben dem Scheintod-Argument gab es nämlich von Beginn an auch hygienische Erwägungen: Die Leichenhallen sollten die als bedenklich betrachtete Hausaufbahrung ablösen. Damit wurden sie zum architektonischen Ausdruck einer neuartigen, technisch-hygienischen Rationalität im Umgang mit den Toten. Die staatliche Bürokratie bemächtigte sich nun eines Bereiches, der bisher den Kirchen vorbehalten geblieben war - in den Leichenhallen lagen die Toten sozusagen unter öffentlicher Aufsicht. Der funktionale Zweckbau wurde zum neuen Ort des Todes.

Im 19. Jahrhundert gewann die hygienische Argumentation immer mehr an Gewicht. Dennoch bedurfte es noch des rapiden Anstiegs der städtischen Bevölkerung im Zug von Industrialisierung und Urbanisierung, um den Leichenhallen zum allgemeinen Durchbruch zu verhelfen. In München beispielsweise wurde die Aufbahrung in städtischen Leichenhallen ab 1862 zwingend vorgeschrieben. Die Leichenhallen wurden nun zu einem jener funktionalen Elemente, die in die systematisch ausgebaute kommunale Infrastruktur eingegliedert und mit modernster Technik ausgestattet wurden. Auf dem Ende des 19. Jahrhunderts eröffneten Münchener Ost-Friedhof beispielsweise sorgte ein Geblä-

se, das an das Drucksystem der städtischen Wasserleitung angeschlossen war, für die notwendige Kühlung der Leichen. Charakteristisch ist auch die funktionale Unterteilung in Einbringung, Aufbahrung und Besuch - bis in die Gegenwart hinein sind in Süddeutschland jene Glaswände bekannt, die den Besucher von den Verstorbenen trennen. Da war wenig zu spüren von jenem romantischen, emotionsgetönten Tod des 19. Jahrhunderts, der immer wieder so gern heraufbeschworen wird. Die Nutzung der Leichenhallen führt die bis heute verbreitete Vorstellung ad absurdum, daß damals der stimmungsvolle Abschied in den eigenen vier Wänden allgemein üblich gewesen sei.

Immerhin war in der aufwendig-verschnörkelten Architektur vieler Leichenhallen das gesellschaftliche Bedürfnis zu spüren, den schnöden Zweck ästhetisch-pietätvoll zu verkleiden. Dagegen zeigen die Leichenhallen des 20. Jahrhunderts auch von außen ihre eigentlich funktionale Zweckbestimmung. Möglichst sachgerecht und unauffällig sollen sie gestaltet sein - so heißt es in der friedhofstechnischen Fachliteratur -, um die Leichen hygienisch einwandfrei zu lagern, vor vorzeitiger Verwesung zu bewahren und den routinemäßigen Ablauf von Bestattungen zu unterstützen. Raumanordnung, Eingänge und Zufahrten richten sich nach diesen praktischen Erfordernissen. Die meisten Leichenhallen sind mit Kühlaggregaten ausgestattet, die die Temperatur in den Kammern für die Verstorbenen auf rund +4° C absenken (im Raum selber ist sie etwas höher). Auch Seziertisch und Organbecken gehören zum Inventar, um eventuelle Obduktionen vor Ort vornehmen zu können.

In Großstädten bieten die Leichenhallen manchmal Platz für mehrere hundert Tote. "Das Sargmaß ist zumeist der Grundmodul ihrer Größe", schreibt Hans-Kurt Boehlke in seinem Buch über Friedhofsbauten. Das gilt auch dann, wenn die Leichen gar nicht mehr im Sarg, sondern in metallenen Totenwannen liegen, die in geometrisch aneinandergereihte, normierte Kühlzellen geschoben werden. Die kühle, serialisierte Sterilität dieser „Totenschränke“ läßt eher an Schlachthöfe als an den Umgang mit verstorbenen Menschen denken. Neben ihrem hygienischen Zweck müssen die Leichenhallen bzw. Friedhofskapellen aber auch für eine pietätsgerechte Trauerfeier gerüstet sein. Vollerorts scheint allerdings die Ansicht zu herrschen, etwas Immergrün genüge bereits, um die funktionale Nüchternheit aufzulockern. Im übrigen sind technische Räume und Feierhalle bis heute strikt voneinander getrennt geblieben. Der technische Trakt der Leichenhallen hat sich ebenso zu einer Tabuzone entwickelt, die von der Öffentlichkeit nie erreicht wird, wie die oben erwähnten Leichenkammern der Krankenhäuser.

Die Arbeit in den Leichenhallen ist nicht jedermanns Sache. Was Uwe Prasse über seine Mitarbeiter in der Leichenhalle des Hamburger Krematoriums erzählt, ist sicher allgemein gültig: „Hier müssen sie direkt mit den Toten arbeiten, sie müssen angefaßt werden, an- und ausgezogen. Das allein kostet schon Überwindung. Denken Sie dann an die Unfallopfer, wo häufig die Gliedmaßen einzeln dazugelegt werden müssen.“ Viele, die hier anfangen zu arbeiten, bleiben nicht lange: „Meist entscheidet es sich in den ersten 14 Tagen. Es fängt also jemand an, macht seine Tätigkeit. Und wenn er es nicht kann, dann kommt er von selbst und sagt zum Beispiel: Es hat keinen Zweck. Heute nacht

stand der Meier, den ich da gestern eingesargt habe, neben meinem Bett - ich bringe das nicht.“ Alkohol ist ein immer wiederkehrendes Problem, und viele Mitarbeiter bräuchten eigentlich psychologische Betreuung. Sogar auf die ehelichen Beziehungen schlägt dieser Beruf durch - einmal erhielt Uwe Prasse eine Kündigung mit den Worten überreicht: „Meine Frau hat mich vor die Wahl gestellt. Sie kann es nicht ertragen, daß ich tagsüber mit den Leichen zu tun habe und dann abends zu ihr komme.“

## **Von Sargschlitten und Paradeschiebern: Im Krematorium**

Mehr noch als die Leichenhalle ist das Krematorium zum klassischen architektonischen Symbol des modernen Umgangs mit dem Tod geworden. Der Verbrennungsapparat ist das Symbol des technisierten Todes, die Feuerbestattung die pragmatische Bestattungsart der rationalisierten Gesellschaft. Sie ist hygienisch, raumsparend und preiswert - moderne Entsorgungstechnologie für die Toten.

„Der Sarg steht vor der Rückseite des Ofens auf dem Schlitten. Der Heizer fährt den Paradeschieber hoch, dann den Schamotteschieber und der Sarg gleitet per Sargschlitten hinein. Er entflammt sofort. Parade- und Schamotteschieber wieder runter - und fertig.“ So knapp und präzise, wie es Krematoriumsleiter Uwe Prasse hier skizziert, sieht die Bestattung all jener heute aus, die sich in einem Krematorium einäschern lassen. Seit über 100 Jahre ist es im Prinzip derselbe technische Vorgang. Nur die Anzahl der Menschen, die sich einäschern lassen, ist seitdem drastisch angestiegen. Um 1910, als es rund 20 Krematorien gab, hatte sich kaum jeder Hundertste in Deutschland verbrennen lassen, im Jahr 1995 waren es bereits knapp 36% aller Verstorbenen.

Bis heute gibt es in der Akzeptanz der Feuerbestattung frappierende regionale Unterschiede. So betrug der Anteil der Einäscherungen an den Gesamtbestattungen 1995 in Braunschweig 71,1%, in Augsburg aber nur 26,4%. In Konstanz waren es 64,6%, in Regensburg dagegen 30,9%. Rekordwerte erreichen die Orte jener Region, wo es einst mit der Feuerbestattung begann, in Thüringen nämlich: Gotha 90,6 % (dort wurde 1878 das erste deutsche Krematorium errichtet), Jena 90,8%, Eisenach 89,7%, Gera 95,8%. Auch sonst liegen die Städte der ehemaligen DDR deutlich über dem Durchschnitt, denn der Staatssozialismus hatte die Feuerbestattung gefördert. Auch ist in Städten der Tod im Verbrennungsofen verbreiteter als auf dem flachen Land. Umgekehrt sind es nicht nur, aber doch in erster Linie katholische Regionen, die bis heute niedrige Einäscherungsquoten aufweisen.

Es war gerade die katholische Kirche, die am hartnäckigsten gegen die Feuerbestattung kämpfte. Noch bis in die sechziger Jahre hinein hatte Rom die Einäscherung grundsätzlich verboten, und bis heute wird die Beerdigung ausdrücklich bevorzugt. Die evangelischen Landeskirchen sind von Anfang an toleranter gewesen. Aber auch von ihnen wird die Erdbestattung nach wie vor als eigentlich christ-



liche Bestattungsart betrachtet. Pastor Hermann Bretschneider aus dem thüringischen Großenehrich hat sich ausführlich mit der Feuerbestattung unter theologischen Gesichtspunkten befaßt. Nach seiner Ansicht ist sie „ein Zeichen dafür, daß der Mensch sich immer weiter von Gott und seiner Heilsgeschichte löst, sein Geschick in die eigenen Hände nimmt und dann natürlich auch bestimmt, was mit seinem toten Körper zu geschehen hat.“ Allerdings haben es gerade Pastoren wie er im Gebiet der ehemaligen DDR schwer, gegen die einst staatlich propagierte, kostengünstige Einäscherung die kirchliche Tradition durchzusetzen. Hermann Bretschneider hat einen Gemeindebrief zum Thema „Urne oder Sarg?“ verteilt. Fast klingt ein wenig Resignation mit, wenn er einerseits die Entscheidung fürs Krematorium respektiert, andererseits seine Vorbehalte dagegen nicht verschweigen will. Wie er, so nehmen auch andere protestantische Geistliche inzwischen fast selbstverständlich an Trauerfeiern im Krematorium teil.

Fragt man nach den Gründen für den anhaltenden Aufwärtstrend der Feuerbestattung, so wird am häufigsten auf den Kostenfaktor verwiesen. Die Aschenurne verlangt ein wesentlich kleineres Grab als die Erdbeisetzung, was zu entsprechend niedrigeren Kosten bei Erwerb, Grabstein und Grabpflege führt. Wahrscheinlich spielt zusätzlich ein psychologischer Aspekt eine nicht unerhebliche Rolle. Bei Beerdigungen wird nämlich das oft so emotionsgeladene Hinablassen des Leichnams in das offene Grab als seelische Belastung empfunden. Hier offeriert die Feuerbestattung eine pragmatische Alternative: Zum einen findet die Einäscherung unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt, zum anderen ist die Urnen- gegenüber der Erdbeisetzung ein vergleichsweise abstrakter Vorgang.

Die Einäscherungstemperatur hat sich seit den Anfängen der Feuerbestattung nicht wesentlich verändert - nach wie vor verbrennen Leichnam und Sarg bei 800-900° C. Auch die Verbrennungsdauer ist mit rund einer Stunde nicht sehr viel kürzer geworden. Verändert hat sich jedoch die Heiztechnik, wie Krematoriumsleiter Prasse erzählt: „Heute braucht man das Gas nur noch zum Aufheizen des Ofens. Wir haben ein Luft-Sauerstoff-Gemisch in der Anlage. Ich brauche dann einen Vollholzsarg, um die Temperatur zu halten. Der Leichnam würde sonst kokeln ...“

Was hier nüchtern-technisch klingt, versetzte andere in euphorische Stimmung. George Bernard Shaw ließ sich von der Einäscherung seiner Mutter zu folgenden Worten inspirieren: „Die Leute haben Angst, sich das anzusehen; aber es ist wundervoll. ... Keine Hitze. Kein Geräusch. Kein bullernder Zug. Keine Flamme. Kein Brennmaterial. Es sah kühl, sauber, sonnig aus, obwohl kein Sonnenstrahl dort hindringen konnte. Man hätte hineinspazieren oder die Hand hineinstecken mögen, ohne sich was dabei zu denken.“ Solche Leichtfertigkeit könnte jedoch rasch bestraft werden... . Wie dem auch sei: George Bernard Shaw jedenfalls fand, daß seine Mutter zu „einem schönen Feuer“ wurde. Und danach? „Sie hielten kleine Zangen in den Händen, und sie pickten geschickt und eifrig Nägel und Reste der Sarg-Griffe aus Mammars bescheidenen Aschenhäufchen und Knochenresten heraus.“ Aber seit Shaws Zeiten hat auch hier der technische Fortschritt Einzug gehalten: Heutzutage zieht ein

Magnet die Metallteile aus der Asche. Auch alle anderen unverbrennbaren Teile werden entfernt, darunter nicht zuletzt medizinische „Ersatzstücke“. Anschließend wird die Asche in eine nummerierte Kapsel gefüllt und verplombt. Auch sonst wurden die technischen Abläufe rationalisiert. Die anfällende Abwärme der Krematorien wird innerbetrieblich genutzt, um die Leichen zu kühlen und - im Winter - das Heizwasser aufzubereiten.

Derlei technischer Fortschritt im Detail ändert jedoch nichts daran, daß der Krematoriumsbetrieb an die Mitarbeiter besondere Anforderungen stellt. Wer hier tätig ist, hat mehr Probleme als andere. Abertausende von Leichen pro Jahr gehen am technischen Personal nicht spurlos vorbei. Im übrigen bleibt nicht aus, daß die Heizer den einen oder anderen Bekannten, manchmal auch Kollegen, einäschern müssen. Uwe Prasse resümiert: „Im ersten Moment wird man sich der Sachen gar nicht so bewußt. Man hat ein Geschäft zu erledigen, das wird im Laufe der Jahre zur Routine. ... Aber auf Dauer wird man doch davon geprägt. Wenn Sie so einen Job haben, kommen Sie doch manches Mal ins Grübeln und Überlegen, zum Beispiel über den Sinn des Lebens. Die Oberflächlichkeit, die einen vielleicht sonst geprägt hätte, die verschwindet.“

## **„Feuer läßt zurücke keine/Totenköpf’ und Totenbeine“: Zur Geschichte von Krematorien und Feuerbestattung**

Als am 10. Dezember 1878 in der thüringischen Residenzstadt Gotha der Einäscherungsbetrieb im ersten deutschen Krematorium begann, galt dies als Sensation. Damit ist nicht die Tatsache gemeint, daß der erste Leichnam im Gothaer Feuer, der Ingenieur Carl Heinrich Stier, dabei schon zum zweiten Mal bestattet wurde. Obwohl fanatischer Anhänger der Feuerbestattung, hatte er nicht zu Unrecht geglaubt, daß er diesen Triumph der Technik vor seinem Tod nicht mehr erleben würde. Daher hatte er testamentarisch verfügt, wieder aus dem schmutzigen Erdgrab befreit und doch noch den Flammen übergeben zu werden, sollte das erste Krematorium fertig sein.

Daß die Eröffnung des Gothaer Krematoriums - ermöglicht durch einen liberalen und toleranten Landesherrn - in Deutschland als etwas Unerhörtes empfunden wurde, erklärt sich aus der christlichen Tradition. An sich nämlich ist die Feuerbestattung keineswegs eine Erfindung der Industriegesellschaft. Schon in vorchristlicher Zeit war sie als Leichenverbrennung im offenen Holzfeuer in Europa ebenso bekannt wie sie Bestandteil außereuropäischer Kulturen ist. Das aufkommende Christentum verdammt sie jedoch als „heidnische Sitte“. Aus kirchlicher Sicht stand sie dem Glauben an die leibliche Auferstehung und jenem Reliquienkult entgegen, der mit der Verehrung der Märtyrergebeine in der Alten Kirche begonnen hatte (aus letzterem entstand ja auch der Wunsch, in der Nähe der Reliquien bestattet zu werden - was Kirche und Kirchhof zum klassischen Ort christlicher Beerdigung gemacht hatte). Die Tabuisierung der Leichenverbrennung durch das Christentum hielt bis in die Neuzeit

an, ja, wurde sogar verstärkt, indem die Verbrennung als Instrument der Todesstrafe gegen sogenannte Hexerei eingeführt wurde.

Immerhin gab es dann seit dem späten 18. Jahrhundert vereinzelte Stimmen, die sich aus hygienischen Gründen für die Feuerbestattung aussprachen. Es war der oben bereits skizzierte, allgemeine Kontext von Aufklärung, Hygienediskurs sowie dem neuerwachten Interesse an der Antike, der der Leichenverbrennung zumindest als Idee zu neuer Bedeutung verhalf. Außer spektakulär-demonstrativen Einzelbeispielen, wie der Verbrennung des im Ligurischen Meer ertrunkenen Dichters Percy B. Shelley durch seinen Freund und Kollegen Lord Byron, blieben alle Überlegungen und Entwürfe jedoch reine Utopie. Ohne sichtbare Folgen blieb auch, daß Jacob Grimm - Märchensammler und Begründer der germanischen Sprachwissenschaft - Mitte des 19. Jahrhunderts eine ausführliche und wohlwollende Abhandlung über die Leichenverbrennung veröffentlichte.

Es bedurfte schon der immer augenfälliger werdenden Probleme städtischer Infrastruktur und der weiteren Entwicklung industrieller Technik, um im Kaiserreich den Bau von Krematorien voranzutreiben. Wie schon bei den Leichenhallen, waren es auch hier das rapide Bevölkerungswachstum und die enormen hygienischen Probleme in den Städten, die das Interesse an einer platzsparenden und „sauberen“ Bestattungsart förderten. Bei Siemens in Dresden wurde eine brauchbare Technologie entwickelt, die den Leichnam nicht in der offenen Flamme, sondern in hochohritzer Luft einäscherte.

Gesellschaftlich erwies sich die Forderung nach dem Krematoriumsbau als Ausdruck jener pragmatisch-rationalen Einstellung zum Tod, wie sie vor allem von Medizinern, Hygienikern und Ingenieuren, aber auch vielen Kaufleuten, verkörpert wurde. Sogar unter Dichtern fand die Idee hymnische Zustimmung. Justinus Kerner, bekannter Vertreter der schwäbischen Romantik und Freund Ludwig Uhlands, widmete der Feuerbestattung folgende Verse: „Glaubt, am schönsten wär noch heut'/das Verbrennen alter Zeit,/Feuer läßt zurücke keine/Totenköp' und Totenbeine;/was als Asche kam zur Welt,/flugs als Asche niederfällt,/und zum Trutz dem kalten Tod/glüh' ein heißes Morgenrot./Solches trägt in Himmelslüfte/über Moder, über Grüfte/eines Menschen letzten Rest,/das ist Tod nicht, - ist ein Fest.“

Ob die Einzuäschernden selbst dies immer so sahen, mag dahingestellt bleiben. Außerdem galt das, was für die einen zum Fanal des Fortschritts wurde, anderen als Sieg eines materialistischen Dämons. Letztere kamen aus dem kirchlich-konservativ geprägten Teil des Bürgertums. Sie sahen im Krematoriumsbau - nicht ganz zu Unrecht - einen Ausdruck jener materialistischen Gesinnung, die im menschlichen Körper nurmehr ein funktionierendes Räderwerk erkennt, das mit dem Tod seine Arbeit schlicht beendet. Die Verbindung von Totenbestattung und Technik galt als pietätlos, alle christliche Tradition schien der ultramodernen Rationalität des Rostes geopfert, auf dem die Leichen nun verglühten. Den lyrischen Hymnen auf die Feuerbestattung hielten sie die vermeintlich seelenlose Materialität industrieller Technik mit manchmal drastischen Worten entgegen: „Aber um des Himmels willen, was findet ihr doch Poetisches, Feierliches, Anziehendes an einem Leichname, der wie eine Sa-

lami auf eine unförmige Metallplatte festgebunden ist in einem Ofen, woselbst die Flammen das herabfließende Fett brutzeln und schmoren machen ...“ - so hieß es in einer gegen die Feuerbestattung gewandten Schrift von 1889. Die Feuerbestattung kam ihren Gegnern als wahrer Gottesfrevel vor: „Und der Gestank, der sich um den Kremationsaltar verbreitet, vertritt die Stelle des Räucherwerks und des Weihrauches.“

Dies kümmerte die Feuerbestattungsanhänger zunächst wenig. Als kleine, aber schlagkräftige Minderheit, fortschrittsgläubig und vom unaufhaltsamen Sieg der Technik überzeugt, organisierten sie sich in Vereinen, die rasch zu einer regelrechten Feuerbestattungsbewegung mit eigenen Zeitschriften und Kongressen heranwuchsen. Eifrig verfocht sie ihre Sache durch Pressepublikationen, Vorträge und Petitionen. Die Feuerbestattung wurde als moderne Lösung der hygienischen und räumlichen Probleme auf städtischen Friedhöfen propagiert. Typisch für das Fortschrittspathos sind folgende Passagen aus einer Rede des Schriftstellers und Kunsthistorikers Gottfried Kinkel, die er auf dem ersten Europäischen Kongreß für Feuerbestattung in Dresden 1876 hielt: „Diese Idee schläft nicht mehr ein; das Samenkorn, verschüttet, verliert seine Keimkraft nicht, sein Frühling kommt. Es wird irgendwo und irgendwann einmal, und sicher bald, denn die Gefahr ist dringend, ein brennender Fall eintreten: eine Kirchhofsepidemie, die niemand mehr wegleugnen kann, wird in irgendeiner Großstadt Europas die Missionspredigt uns abnehmen.“ Kinkel, der übrigens zu den Aktiven der 1848er Revolution gezählt hatte, sollte mit seiner Prophezeiung nicht ganz falsch liegen. In Hamburg war es die schwere Cholera-Epidemie von 1892, die zwar nicht den Bau des dortigen Krematoriums veranlaßte, aber doch seine Betriebsgenehmigung durch den Senat beschleunigte. Hamburg erhielt das dritte Krematorium in Deutschland nach Gotha und Heidelberg.

In der Öffentlichkeit fanden die Krematisten, wie sie damals hießen, eine beachtliche öffentliche Resonanz. Vielgelesene Zeitschriften wie „Die Gartenlaube“ berichteten ausführlich über die Fortschritte der Feuerbestattung. Auch die zahlreichen kuriosen Vorschläge, die in diesem Zusammenhang immer wieder auftauchten, wurden gern veröffentlicht. Mitte 1887 druckte die „Illustrierte Zeitung“ die Skizze eines transportablen Krematoriums ab. Die Forderung, einen solchen „Wagen-Feuerbestattungsapparat“ einzuführen, wurde mit den Umständen begründet, die die Leichentransporte zum damals noch einzigen deutschen Krematorium in Gotha für alle Nicht-Ortsansässigen bedeuteten. Auch die satirischen Blätter nahmen die Auseinandersetzungen um die Kremation, die regelrechte Stilblüten trieb, immer wieder gern aufs Korn. Beispielsweise zeigt eine „Simplicissimus“-Karikatur vom März 1914 katholische Geistliche, die mit einer wasserspeienden Feuerwehrspritze eine Leichenverbrennung zu stoppen versuchen.

Dennoch war der Widerstand der christlichen Kirchen ernst zu nehmen. Um die Akzeptanz der neuen Bestattungsart zu steigern, bemühten sich die Feuerbestattungsanhänger, bestehende Formen der Trauer soweit als möglich zu beachten. Beispielsweise wurde das Hinablassen des Sarges ins Untergeschoß des Krematoriums, das nach der Trauerfeier stattfand, dem vergleichbaren Vorgang

am Grab geradezu nachgebildet - sogar Blumen durften auf den entschwindenden Sarg geworfen werden. Wie schrieb doch der Hamburger Rechtsanwalt Eduard Brackenhoeft, der es immerhin bis zum Vorsitzenden des deutschen Feuerbestattungsverbandes brachte, im Jahr 1896 voller Pathos: „Dieses Entschwinden des Sarges erfolgt so allmählich, daß die nächsten Angehörigen oft noch in inbrünstigem Gebete neben dem Katafalk knieen, während der Sarg inzwischen von ihnen unbemerkt bereits in das Untergeschoß hinabgeglitten ist.“ Man wollte also dem Vorwurf der „Abweichung von der Sitte“ dadurch begegnen, daß man diese - tatsächlich ja vorhandenen - Abweichungen zu kaschieren versuchte. Die Rationalität des technischen Todes stritt nach wie vor mit den gesellschaftlichen Konventionen der Pietät.

Trotz aller Anpassungsbereitschaft blieben die Feuerbestattungsanhänger vor dem Ersten Weltkrieg in der Minderheit: „Allein noch immer wird das Crematorium als etwas Grausames, Heidnisches, Irreligiöses und vor allem Illusion-Zerstörendes gesehen ...“, hieß es 1901 in der „Berliner Illustrierten Zeitung“. Selbst in ihren Hochburgen erreichte die Feuerbestattung nur einen Anteil von wenigen Prozent an den Gesamtbestattungen. Ob es tatsächlich die Zerstörung der Illusion war, irgendwann einmal die Auferstehung des Leibes feiern zu dürfen, mag dahingestellt bleiben. Wie sehr die Feuerbestattung als etwas Exotisches, gelegentlich fast Subversives angesehen wurde, zeigt folgende, vorwurfsvoll gemeinte Frage einer Mutter an ihren Sohn - eine Passage aus Helene Böhlau zeitgenössischen Roman „Der Rangierbahnhof“: „‘Ich erfuhr’ da,’ sagt sie, ‘du bist bei einer Verbrennung mit dabei gewesen? Durch fremde Leute natürlich erfahr’ ich’s.“ Dann wird die Mutter aber doch von der Neugier übermannt: „‘Wie ist es denn?’ fragte die alte Frau weiter und strickte, ‘wie ist denn das mit der Asche? - Wie sieht das denn aus?’ ... ‘Nun ja, Mutter - eine Blechbüchse - verlötet - ganz wie Bohnen - das ist das Ende.“ Aber solche Aufklärungsarbeit führte genausowenig zum Durchbruch wie die Sympathiebekundungen prominenter Zeitgenossen von Bertha von Suttner bis August Bebel. Jedenfalls konnten die Feuerbestattungsvereine mit dem geringen Zuspruch nicht zufrieden sein, denn die Krematorien arbeiteten umso effektiver, je höher sie ausgelastet waren. Das Aufheizen war und ist schließlich ein bedeutender Kostenfaktor.

Hinzu kam die keineswegs einheitliche Rechtslage im Deutschen Reich: Jeder Teilstaat hatte seine eigenen Vorschriften - im wichtigsten, nämlich Preußen, wurde der Krematoriumsbau, ebenso übrigens in Bayern, erst kurz vor dem Ersten Weltkrieg gesetzlich genehmigt. Aus diesem Grund mußte das bereits fertiggestellte Krematorium im westfälischen Hagen vier Jahre lang auf seine Betriebserlaubnis warten, bevor 1911 die erste Einäscherung stattfinden konnte. Ohnehin hatte Preußen so seine eigenen Probleme mit der Einäscherung: Die Ausführungsbestimmungen zum Feuerbestattungsgesetz schrieben vor, daß unverheiratete weibliche Verstorbene vor der Einäscherung routinemäßig auf ihre Jungfräulichkeit hin überprüft werden - die Kontrollierungswut kannte eben keine Grenzen ....

Der langersehnte Durchbruch kam dann in der Zeit der Weimarer Republik. Die bisher von privaten Vereinen betriebene Feuerbestattung wurde kommunalisiert und weiter verbilligt. Krematorium um Krematorium wurde gebaut, Anfang der dreißiger Jahre gab es in Deutschland über 100 Einäscherungsanlagen. Auch die Nazis freundeten sich mit der nun nicht mehr so neuen Bestattungsart an und diktierten 1934 ein für das gesamte Reich geltendes, einheitliches Feuerbestattungsgesetz.

## **Kathedralen des Fortschritts**

Aber die wachsende Akzeptanz änderte nichts daran, daß der revolutionäre Kern der neuen Bestattungsart, der Verbrennungsapparat also, im Verborgenen blieb. In den frühen Jahren waren es die Schnörkel historistischer Architektur, die den Einbruch der Technik ins Bestattungswesen verbrämen sollten. Die Krematorien des Kaiserreiches gerieten zu teilweise kuriosen Beispielen für die Ambivalenz des modernen Umgangs mit den Toten - sie waren Zwitter zwischen Trauer und Technik. Gelegentlich gar versuchte man ihren säkularisierten Kern dadurch zu verbergen, daß man die Krematoriumsarchitektur paradoxerweise an Kirchenbauten anlehnte. Daraus entstanden jene „Kathedralen“ des Fortschritts, deren geradezu exotischer Reiz sie zu einem beliebten und bestaunten Objekt für Pressefotos machte.

Offensichtlich glaubte man, der Bevölkerung den technischen Kern der Feuerbestattung nicht zumuten zu können. Der Verbrennungsapparat wurde wie ein Arkanum behandelt. Auch im 20. Jahrhundert blieb der gesellschaftliche Umgang mit dem Tod höchst ambivalent, die Feuerbestattung erwies sich als halbherzige Modernisierung. Bissig kommentierte der rumänische Schriftsteller Tudor Arghezi in seinem Roman „Der Friedhof“ die irgendwie unentschiedene Krematoriumsarchitektur: „Der Ort, an dem die Leichenverbrennung vollzogen wird, ist ein Tempel ohne Glaubensbekenntnis. Er hat seine Ästhetik von den Bahnhöfen, Straßenlaternen, von den Petroleumdepots, ein bißchen auch vom Stieltopf und von der Essigkanne bezogen .... Wenn er beim Altstoffhandel verkauft wird, kann er zerlegt, demontiert und an einem anderen Platz zu verschiedenen Zwecken neu installiert werden.“ Noch Jahrzehnte später fand auch die englische Schriftstellerin Fay Weldon, Jahrgang 1933, nur wenig Lob für das Ambiente: „Was gibt es da schon groß zu sehen? Einen mehr als konventionellen Raum, der etwas von einem Vorstadtraum aus dem Jahre 1950 hat; die Plastikblumen, die aufdringliche Musikberieselung, den Allzweckprediger; den Sarg, der auf Rollen hinter Kinovorhängen entschwindet - noch nicht einmal in den Verbrennungsofen, sondern auf einen Sargstapel, zur Aufbewahrung.“

Der technische Trakt wird bis heute versteckt. Beim Krematorium Bremen-Huckelriede (1965/68) ging man sogar soweit, den Zuliefererhof architektonisch im Gelände zu verbergen und die unterirdischen technischen Räume durch entsprechende Anpflanzungen vollständig überwachsen zu lassen - der Zweck des Gebäudes wird geradezu weggezaubert. Auch sonst liegen die technischen Räume

meist im Untergeschoß und sind über eine Versenkungsanlage mit der Feierhalle verbunden. Der auf einem Katafalk aufgebahrte Sarg wird nach dem Ende der Feier automatisch hinabgelassen.

Nach wie vor ist also der Verbrennungsraum der Krematorien eine geradezu klassische Tabuzone. Die Folgen sind bedenklich: „Es gibt die schlimmsten Gerüchte, was da unten im Verbrennungsapparat mit den Leichen passiert“, stellt der Hamburger Krematoriumsleiter Uwe Prasse immer wieder fest. Es ist wohl jener Argwohn, von dem auch Fay Weldon nach ihrem Krematoriumsbesuch beschlichen wurde: „Und überhaupt - wessen Asche bekommen Sie eigentlich zurück? Ihre? Das glauben Sie!“ Nur in Einzelfällen, wie dem 1973 fertiggestellten Krematorium Leinfelden bei Stuttgart, ist eine zeremonielle Verbindung von Trauerhalle und Verbrennungsapparat möglich. Bemerkenswerterweise wurde in Leinfelden der Verbrennungsofen farbig angemalt, so daß die Technik hier auch auf diese Weise ausnahmsweise einmal aus ihrem Abseits hervorgeholt wurde. Dem genannten Argwohn wird hier durch die Präsenz der Hinterbliebenen entgegenwirkt, die Tabuisierung der Technik aufgehoben.

Umgekehrt schlug der Architekt Max Bächer vor, die Krematorien gänzlich von den Friedhöfen zu verbannen und in städtischen Industriegebieten zu errichten. Diese zumindest gewagt erscheinende Idee wurde immerhin vom Bestattungsexperten Hans-Kurt Boehlke aufgegriffen, dessen Argumentation zugleich den zutiefst rationalistischen Kern der Feuerbestattung offenbart: „Solches Vorgehen ermöglicht sicher einen rentableren Anschluß an das Energieversorgungsnetz, wobei Ferngas ebenso nur noch eine Übergangslösung sein wird wie der Anschluß an herkömmlich erzeugte Elektrizität; die Energieerzeugung durch Kernspaltung kann auch hier künftig eine Rolle spielen.“ Aber auch diese großtechnologische Offensive konnte nichts daran ändern, daß derartige Ideen bisher fiktiv geblieben sind.

Inzwischen gibt es beim Krematoriumsbetrieb andere Probleme, von denen vor hundert Jahren wohl niemand etwas ahnte: Die Abluft aus dem Schornstein entspricht in keiner Weise den Anforderungen heutiger Luftreinhaltepolitik. Man mag es für pietätlos halten, die Rückstände der Leichenverbrennung mit Maßstäben zu messen, die für Industrieanlagen gelten. Aber zum einen ist die Feuerbestattung ebenso ein Kind des Industriezeitalters wie rauchende Fabrikschlote, zum anderen sind die Verbrennungsrückstände toter Menschen inzwischen schädlicher als die von Plastiktüten, Kunststoff-Prothesen, Amalgam-Füllungen, Herzschrittmachern und -klappen, Schienen, Nägeln und Schrauben haben dafür gesorgt, daß die Abluft der rund 120 deutschen Krematorien reichlich vergiftet gewesen ist. Von Umweltschützern kaum beachtet, haben die Schornsteine der Verbrennungsöfen lange Zeit erhebliche Mengen an Dioxinen und Furanen ausgestoßen. Aus diesem Grund wurden in den vergangenen Jahren viele Anlagen saniert, umgerüstet - oder stillgelegt. In Großstädten wie Berlin entstanden dadurch regelrechte Leichenstaus. Spediteure mit Kühl-LKWs mußten die Transporte zu anderen Krematorien übernehmen. Eine speziell auf Krematorien zugeschnittene gesetzliche Abluftregelung, die über die Zulässigkeit bestimmter Kunststoffe und Metalle entscheidet, ist noch in Arbeit. So sind auch die Friedhofsverwaltungen selbst gefragt. Vielerorts werden die Sargbeigaben auf

dem Weg ins Feuer schon jetzt nach ökologischen Kriterien beurteilt - das Totenhemd darf nicht mehr aus Kunstfaser bestehen, der Gummistiefel als Sargbeigabe für Landwirte ist passé.

Auch sonst ist Bewegung in das Feuerbestattungswesen geraten. Seit kurzem gibt es Investoren, die den Krematoriumsbetrieb privatisieren wollen. Dies ist rechtlich bisher nur in den Bundesländern möglich, wo das Bestattungsrecht entsprechend geändert wurde. Die Investoren versprechen sich einträgliche Geschäfte und kritisieren an den kommunalen Krematorien schlechten Service und willkürliche Gebührenssetzung. Tatsächlich sind die Preisunterschiede bei den einzelnen Friedhofsverwaltungen exorbitant: Je nach Ort kann eine Einäscherung wenige hundert DM kosten, aber auch über 1 000 DM. Hinzu kommt, daß einigen Kommunen schlicht die finanziellen Mittel fehlen, um auf die stetig steigende Nachfrage reagieren zu können. Der wachsende Einäscherungs-Tourismus in die Niederlande scheint immerhin all jenen recht zu geben, die mit den deutschen Verhältnissen unzufrieden sind. Im Nachbarland hat nämlich der Konkurrenzdruck privater Krematorien erheblich zur Kundenfreundlichkeit beigetragen.

Daß die Rationalität des modernen Bestattungswesen nicht beim Menschen haltmacht, zeigt die Einäscherung von Tieren. Statt den verstorbenen Pudel in der Tierkörperbeseitigungsanstalt (vulgo: Abdeckerei) enden zu lassen, bevorzugen immer mehr Tierliebhaber die pietätvolle Aufbewahrung der Asche im eigenen Wohnzimmer. Wer aber seine Liebsten nicht den begrenzten Kapazitäten des Münchener Tierkrematoriums überlassen will, muß ins Ausland ausweichen - noch verhindert nämlich das strenge deutsche Tierkörperbeseitigungsgesetz, daß die Einäscherung von Tieren hierzulande zur Regel werden kann.

## **Das mechanisierte Töten:**

### **Schlachthöfe, Schlachtfelder und der Elektrische Stuhl**

Ob Mensch oder Tier: Die Technisierung ist nicht auf den Umgang mit toten Körpern beschränkt geblieben, sondern ergriff auch den Akt des Tötens selbst. Es ist eine vielleicht makabre, aber dennoch aufschlußreiche Parallele, daß in Hamburg die Einweihung des ersten Krematoriums ins selbe Jahr fiel wie die Eröffnung des Zentralschlachthofes, nämlich 1892. Nicht zufällig wurzeln beide Einrichtungen, Krematorium und Schlachthof, im selben Ausgangsproblem - nämlich der Forderung nach Hygiene und Ökonomie. Und in beiden Fällen sorgen Mechanisierung und funktionalisierte Abläufe für die gewünschte Effizienz. Wie Sigfried Giedion in seiner Studie über die „Herrschaft der Mechanisierung“ schreibt, neutralisiert der Einsatz von Technik die menschliche Beziehung zum Tod: „Man spürt nichts mehr, man empfindet nichts mehr, man beobachtet nur“, vermerkt er. Was Giedion hier am Beispiel von Schlachthöfen analysiert, ist durchaus verallgemeinerbar: Der Tod wird durch Technisierung und Mechanisierung für den einzelnen zu einem abstrakten Vorgang.



Folgenreich ist die Technisierung des Krieges gewesen. Im Ersten Weltkrieg kamen Minen, Handgranaten und Maschinengewehre zum Einsatz. Die Einführung des Maschinengewehres beispielsweise erhöhte die Feuerkraft eines Infanterie-Bataillons auf 22 000 Schuß pro Minute. Die damit verbundenen Erfahrungen und Leiden wurden von dem Historiker Klaus Latzel dokumentiert, der folgenden Satz aus einem Feldpostbrief des Ersten Weltkriegs zitiert: „Man könnte den Krieg eine Industrie gewerblichen Menschenschlachtens nennen.“ Die Tageszeitungen jener Jahre waren gleich serienweise gefüllt mit den Todesanzeigen der Gefallenen. Manche Institutionen mußten wiederholt zu Kollektivanzeigen mit zehn oder zwanzig Namen greifen, um „ihrer“ Gefallenen gedenken zu können. Dennoch ließen sich etliche von denen, die überlebten, zu nachträglichen Verherrlichungen hinreißen. In dem 1920 erschienenen Buch „In Stahlgewittern“ von Ernst Jünger scheint immer wieder die fragwürdige Faszination durch, die das technisierte Töten auf den Schriftsteller ausgeübt hat. Später, im vierten Kapitel, wird noch zu zeigen sein, wie sehr durch die pathetische Überhöhung des Kriegserlebnisses auch die Trauer kanalisiert und politisch instrumentalisiert werden konnte.

Der Zweite Weltkrieg widerlegte erst recht die noch Anfang des Jahrhunderts unter Militärs vorherrschende Meinung, die Technik könne den Menschen niemals ersetzen. Die Panzer, deren Serienfertigung zum lukrativen Geschäft für Stahlkonzerne wurde, sind eines von vielen Beispielen dafür, daß man vom „Krieg der Ingenieure“ und vom „mechanisierten Schlachtfeld“ spricht. Die Folgen fortschreitender Technisierung beschrieb ein Feldpostbrief von 1943: „Sie fallen wie die Fliegen, und keiner kümmert sich darum und begräbt sie. Ohne Arme und Beine und ohne Augen, mit zerrissenen Bäuchen liegen sie überall.“

In der Kunst führte das Trauma des Kriegstodes, wie Walther K. Lang schreibt, zu „obsessionellen Verwesungsdarstellungen“, etwa bei dem Maler und Grafiker Otto Dix. Nicht selten äußerte sich der massenhafte Tod in einer regelrechten „Kadaverästhetik“. Auch die heutige Kunst hat den technisierten Tod zum Thema erklärt, wie die Leichenberge bei Arnulf Rainer und Robert Morris zeigen. Im Gegensatz zu den früheren, vom individuellen „Heldentum“ durchzogenen Schlachtendarstellungen sind es heute die fürchterlichen Folgen des technisierten Tötens, die wehrlosen Opfer, die zum Sujet werden.

Aber auch in Friedenszeiten wurde die Mechanisierung des Tötens vorangetrieben, wie die Geschichte der Todesstrafe zeigt. Die bis in die Frühe Neuzeit hinein üblichen öffentlichen Schauspiele des Erhängens, Vierteilens, Räderns, Ertränkens oder Verbrennens auf dem Scheiterhaufen wurden durch die Erfindung der mechanischen Guillotine abgelöst. Während der Französischen Revolution 1792 erstmals eingesetzt, galt sie geradezu als Symbol der Moderne. In den Augen ihrer Anhänger demokratisierte sie die Hinrichtung, da nun alle Opfer gleich behandelt wurden - was allerdings jenen rund 15 000 Menschen, die allein 1793/94 im revolutionären Paris hingerichtet wurden, ziemlich gleichgültig gewesen sein dürfte... Für die Opfer schon eher von Interesse war die Tatsache, daß die

bleibeschwerte Schneide der Guillotine mit einer bis dahin unbekannt raschen Wirkung tötete und daher sogar als „human“ gefeiert wurde.

Die nächste Zäsur bildete der Elektrische Stuhl, der im späten 19. Jahrhundert in den USA eingeführt wurde. Hinrichtungen auf dem Elektrischen Stuhl galten in der Zeit der Hochindustrialisierung als modern, kostengünstig und sauber - kein Blut erinnerte die Henker an das mörderische Geschäft. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts wurden dann Gaskammern und Injektionsmaschinen zu zeitgemäßen Henkersinstrumenten. Ein Knopfdruck genügt, um die Injektionsmaschine in Gang zu setzen. Damit beginnt ein anonymer, sich selbst steuernder Ablauf, der - wie beim oben erwähnten Euthanasie-Computer - von individueller Verantwortung zu befreien scheint. Auch hier hat die Gesellschaft die Kontrolle über den Umgang mit dem Tod an die Spezialisten verloren.

## **Krematorien und Massenvernichtung in den NS-Konzentrationslagern**

Ihren barbarisch-zynischen Höhepunkt fand die Technisierung des Todes in den Krematorien der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Die Weiterentwicklung der Verbrennungsöfen ermöglichte es den Nazis, die Spuren ihrer millionenfachen Verbrechen systematisch zu beseitigen. In den Konzentrations- und Vernichtungslagern hatte sich rasch das Problem gestellt, wie die große Zahl von Opfern zu bestatten sei. Das Lagerleben, die unmenschlichen Arbeitsbedingungen und der damit verbundene Terror, aber auch die wiederholten Epidemien hatten schon vor Beginn der systematischen Massenvernichtungen viele Häftlinge getötet. Anfangs noch wurden für die im Lager ums Leben gekommenen bzw. ermordeten KZ-Insassen Massengräber ausgeworfen. Um jegliche Spuren der Verbrechen zu verwischen, wurden die Leichen jedoch bald wieder ausgegraben und verbrannt. Unter Einsatz von alten LKW-Fahrgestellen, Steinen und Holz wurden - so in Majdanek - Scheiterhaufen errichtet, auf die die SS die Leichen werfen, mit Methanol übergießen und anzünden ließ. In Treblinka wurden Roste aus Eisenbahnschienen auf gemauerten Sockeln zur Leichenverbrennung errichtet, auf denen 2 000 bis 3 000 Leichen gleichzeitig verbrannt wurden. Aber die Verbrennungen im offenem Feuer waren durch Geruchsentwicklung und Feuerschein weithin bemerkbar. „Das Töten war leicht“, stellte der Lagerkommandant von Auschwitz, Rudolf Höß, zynisch fest, „größere Schwierigkeiten bereitete jedoch das Verbrennen.“

Hier bot die Krematoriumstechnologie die ideale Lösung. Zudem fügte sie sich viel besser als die offenen Scheiterhaufen in jenes System funktionaler Rationalität ein, das die Konzentrations- und Vernichtungslager darstellten. Dachau erhielt Ende 1939 ein mobiles Krematorium, in Buchenwald wurde im Januar 1940 eine Einäscherungsanlage installiert. Weitere Krematorien gab es unter anderem in Neuengamme (ab 1942, ein zweites war bei Kriegsende im Bau), im Frauenlager Ravensbrück und in

und in Majdanek. In Sachsenhausen lag das Krematorium direkt neben dem Gebäude mit der Erschießungsanlage - Tötung und Vernichtung waren räumlich aneinander gekoppelt.

Zum Symbol der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie aber wurde Auschwitz/Birkenau, das sich unter Leitung von Rudolf Höß zum größten Lagerkomplex entwickelte. Das erste Krematorium war ab August 1940 betriebsbereit. Die Technologie wurde von der Erfurter Firma J. A. Topf und Söhne geliefert, die auch für die Verbrennungsöfen in Buchenwald und Dachau zuständig war und zuvor zivile Krematorien bestückt hatte. Für diese Firma wurde der Aufbau des technischen Trakts innerhalb der Vernichtungsmaschinerie von Auschwitz/Birkenau zu einem Riesengeschäft. Ihre auch vor Ort tätigen Ingenieure entwickelten einen besonderen Ehrgeiz, für die SS hier Hochleistungsöfen mit Massenkapazitäten zu konzipieren.

Die ersten Serientötungen durch Giftgas fanden in Auschwitz Ende 1941 statt. Die Opfer wurden anschließend im Krematorium eingeäschert. Später wurden die Tötungsaktionen ins drei Kilometer entfernte Birkenau verlegt, wo 1942 ein weiteres Lager für zunächst 200 000 Häftlinge entstand. Dort wurde die Todesmaschinerie weiter perfektioniert. Im Jahr 1943 kamen vier neue Krematorien mit außergewöhnlicher Leistung hinzu, womit der Lagerkomplex in seiner Tötungskapazität endgültig eine Spitzenstellung erreichte. Die Gaskammern wurden in die neuen Krematorien mit eingebaut. Zum Lager führte eine Eisenbahnlinie, deren drei Gleise die logistische Voraussetzung für eine rasche Abwicklung der Todestransporte boten. Die Krematorien waren das letzte Glied einer immer weiter perfektionierten Maschinerie.

Auschwitz/Birkenau war auf der Wannsee-Konferenz im Januar 1942 zum Hauptort der systematischen Judenvernichtung bestimmt worden. Die damals bereits vorhandenen sowie die projektierten Einäscherungskapazitäten boten aus Sicht der Nazis geeignete Voraussetzungen für einen möglichst reibungslosen Ablauf der Massentötungen. Einer der beteiligten Zivilingenieure entwarf gar eine Art Fließband-Krematorium. Wie er in den Verhören nach Kriegsende bereitwillig berichtete, sollte die zum Patent angemeldete Anlage die Leichen über einen Rost ununterbrochen in die Öfen transportieren und so die Verbrennung in Gang halten - makabres, an die Abläufe in Schlachthöfen erinnerndes Beispiel für die Industrialisierung des Todes.

Überhaupt zeigte sich in den Verhören nach Kriegsende deutlich die menschenverachtende Dimension jenes rein technokratischen Denkens, von dem die beteiligten Zivilingenieure geprägt waren. Eingeständenermaßen wußten sie, zu welchen Zwecken die Krematorien und Gaskammern dienten. Die Faszination, die das technische Problem ausstrahlte, schien alle Zweifel am eigenen Tun zu überlagern. Einer der beteiligten Ingenieure beschrieb den Unterschied zwischen früheren Krematorien und der KZ-spezifischen Technologie folgendermaßen: „Die Leichen wurden nicht, wie sonst üblich, im Sarg auf einem Rollwagen zum Ofen gebracht, sondern ohne Sarg von einer Bahre direkt hineingestoßen. Normale Krematorien arbeiten mit zuvor erwärmter Luft ... so daß die Leiche schneller und ohne Qualm verbrennt. Da die Krematorien in den KZs anders konstruiert waren, konnte man dieses

Verfahren nicht anwenden. Die Leichen verbrannten langsamer, es entwickelte sich mehr Qualm. Dagegen wurde die Ventilation eingesetzt.“

Die Auftraggeber von der SS konnten also auf eine spezifisch technische Rationalität bauen, die nicht nur alle moralischen Fragen verdrängte, sondern auch die Basis bot, um die mörderisch funktionalen Abläufe in Gang zu halten und weiterzuentwickeln. Wolfgang Sofsky schreibt in seinem Buch über die „Ordnung des Terrors“: „Das Töten wurde räumlich zentralisiert, in seinem Ablauf koordiniert und standardisiert, funktional aufgegliedert und in begrenztem Umfang technisiert. Die Opfer der Tötungsstationen in den Konzentrationslagern und der 'Todesfabriken' waren nurmehr eine anonyme Serie.“ Die ausdifferenzierte Organisation des Tötens und Verbrennens erlaubte es den einzelnen Beteiligten, die Verantwortung für den Gesamtmechanismus der Tötungsmaschinerie zu ignorieren und sich als anonyme Glieder einer Kette zu fühlen: „Die Todesfabrik rationalisierte das Töten und transformierte es in Arbeit, die keinerlei inneres Engagement, ja nicht einmal Kaltblütigkeit erforderte, sondern Sachlichkeit und Sorgfalt“ (Wolfgang Sofsky). Selbst die Lagerinsassen wurden als Funktionshäftlinge in das grausam-perfektionierte System der Massentötungen einbezogen. In Günther Anders' Gedicht „Und was hät'tst du getan?“ heißt es am Ende der ersten Strophe fragend: „Galt dir das Wort: 'Solang der Ofen raucht,/solange lebst du, denn du wirst gebraucht'?“ Makabrer Schlußpunkt dieser Rationalität des Tötens war die Verwertung der Aschenreste. In Majdanek und Neuengamme wurde die Asche der Ermordeten zur Kompostierung und Düngung verwendet.

Es war nicht zuletzt die seit den Anfängen der modernen Feuerbestattung bekannte Tabuisierung der Technik, die den Verbrennungsapparat als ideales Instrument der Spurenbeseitigung erschienen ließ. Was an diesem Ort geschah, konnte leicht verheimlicht werden, weil die wenigsten gewohnt waren, ihn zu betreten. So wurde der Verbrennungsapparat des Krematoriums, der noch wenige Jahrzehnte zuvor als Fanal des Fortschritts gegolten hatte, unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Diktatur zum letzten Glied der geradezu fließbandmäßig organisierten Massenvernichtung.

Den Lagerhäftlingen blieb die Nähe des Todes kaum verborgen. Wie autobiographische Zeugnisse dokumentieren, wechselte ihre Einstellung zwischen trügerischer Hoffnung und lakonischer Erkenntnis. Zum Symbol des allgegenwärtigen Todes wurde der Schornstein des Krematoriums. „Sie haben sie zum Schornstein gebracht“ oder „durch den Schornstein fliegen“ - diese Wendungen bezeichneten in der Sprache der Häftlinge den meist einzigen Weg aus dem Konzentrationslager. Nelly Sachs dichtete: „O die Schornsteine/Auf den sinnreich erdachten Wohnungen des Todes,/Als Israels Leib zog aufgelöst in Rauch/Durch die Luft —“. Es schien geradezu, als wollten die Nazis mit ihrer systematischen Einäscherungspraxis nicht nur alles jüdische Leben vernichten, sondern auch jene Kultur auslöschen, deren Identität sich ja in besonderem Maß Erinnerung und Gedächtnis verdankt.

Mittlerweile sind die Verbrennungsöfen von Auschwitz/Birkenau musealisiert worden. Im Jahr 1995 präsentierte das Deutsche Historische Museum in Berlin die Gips-Nachbildung eines Krematori-

ums im Maßstab 1:15. Mag diese Nachbildung im Modell technisch auch gelungen sein, so bleibt die Frage, ob sich nicht die Erfahrungen des Holocaust dieser Art der Musealisierung entziehen.

Die am Krematoriumsbau beteiligten Zivilpersonen gingen auf eigene Weise mit ihren Erfahrungen um. Der Geschäftsführer jener Erfurter Firma, die die Krematorien von Auschwitz/Birkenau konstruiert und errichtet hatte, verübte am 31. Mai 1945 Selbstmord. Die beteiligten Zivilingenieure konnten erst einige Zeit nach Kriegsende von den Sowjets identifiziert und festgenommen werden. Zuvor hatte noch einer dieser Ingenieure für die sowjetische Besatzungsmacht im thüringischen Arnstadt - welch zynische Fußnote der Geschichte - eine Müllverbrennungsanlage entworfen.

## **IV. Auf dem Weg zum anonymen Urnenhain - Bestattung, Trauer und Gedächtniskultur**

### **Der säkularisierte Tod**

Bestattung und Trauer scheinen heute nur noch selten über jene pragmatische Routine hinauszugelangen, in der sich die eingespielte Funktionalität technischer Abläufe erschöpft. Der im 19. Jahrhundert entstandene Gedächtniskult, auf den Friedhöfen zu monumentaler Grabarchitektur steingeworden, gehört einer verflissenen Epoche an. Diesen Fossilien bürgerlicher Sepulkralkultur gilt allenfalls noch die Aufmerksamkeit melancholisch gestimmter Spaziergänger, die sich die alten städtischen Friedhöfe als riesige Freilichtmuseen erobern. Heute dagegen werden überall anonyme Urnenhaine mit weiten, namenlosen Rasenflächen ausgewiesen. In aller Deutlichkeit führen sie vor Augen, was Sozialwissenschaftler wie Zygmunt Bauman und Historiker wie Eric J. Hobsbawm diagnostizieren: den gesellschaftlichen Verlust von Erinnerung und Gedächtnis.

Mit den Grabsteinen und der Erinnerung scheint auch die Trauer aus dem öffentlichen Leben zu verschwinden. Aufwendige Zeremonien wirken wie Relikte aus vergangenen Epochen, die allenfalls noch bei Staats- oder Prominentenbegräbnissen ihre Wirkung entfalten. Dagegen ist der „einfache Abtrag“, wie die Bestattung ohne Feier im Branchenjargon heißt, gar nicht mehr so selten. Am Arbeitsplatz wird schwarze Kleidung mit Verwunderung zur Kenntnis genommen. Menschen, die Trauer zeigen, fühlen sich gesellschaftlich ausgegrenzt. Im Widerspruch zur wachsenden Aufgeschlossenheit für das Thema Tod scheint es der gute Ton zu verlangen, daß man Trauer verbirgt. Damit soll beileibe keine kulturkritische Verfallsstimmung heraufbeschworen werden - und das fünfte und letzte Kapitel wird zeigen, daß es durchaus Gegenbewegungen gibt, daß Alternativen entfaltet werden. Unübersehbar sind jedoch im 20. Jahrhundert jene Formen der Trauerkultur immer weiter zurückgedrängt worden, die sich zuvor im historischen Zusammenspiel zwischen christlicher Tradition und bürgerlicher

Moderne entwickelt hatten. Dafür ist nicht nur die oben beschriebene Technisierung des Todes verantwortlich, sondern zugleich, und damit verflochten, die Säkularisierung - also jener Prozeß, der die Allmacht des religiösen Weltbildes aufgehoben und zur Entkirchlichung der Gesellschaft geführt hat.

Gerade im Umgang mit Tod und Trauer wird die Auflösung christlicher Traditionen besonders deutlich. Abgesehen davon, daß immer weniger Menschen überhaupt Mitglied einer Kirche sind, erweisen sich liturgische Elemente nurmehr als Versatzstücke, die in bürokratisierte und technisierte Abläufe eingebaut werden. Die Geistlichen sind kaum mehr als Statisten in einem Spiel, dessen Regeln sie nicht mehr bestimmen. Selbst die Betreuung von Sterbenden und Trauernden, die jahrhundertlang eine Domäne der Seelsorger war, wird heute immer stärker von anderen gesellschaftlichen Gruppen übernommen. Manchmal sind es eigens gegründete Selbsthilfe-Vereine, manchmal professionalisierte Trauerbegleiter oder Psychotherapeuten. Nicht zuletzt äußert sich die Säkularisierung von Tod und Bestattung auch topographisch: Nicht das christliche Gotteshaus, sondern die kommunale Leichenhalle ist der moderne Ort der Trauer.

Dieser Prozeß der Säkularisierung hat sich seit dem 19. Jahrhundert entfaltet, als der christliche Glaube seine übergreifende Funktion für alle Lebenszusammenhänge allmählich zu verlieren begann. Die Welt galt immer mehr als System eigengesetzlicher, mit wissenschaftlichen Methoden erkennbarer Phänomene. Die Dinge erschienen technisierbar und organisierbar. Der Glaube wurde zu einem unter mehreren Lebensbereichen degradiert - neben Staat, Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft. Die Einführung von Zivilehe und Schulpflicht in der Bismarck-Ära sind Beispiele dafür, daß die Kirche selbst in gesellschaftlichen Kernbereichen ihre Macht verlor. Es war eine Entwicklung, die sich je nach der konfessionellen, politischen und gesellschaftlichen Prägung der Regionen in unterschiedlichem Tempo vollzog - in protestantischen Gegenden beispielsweise zügiger als in katholischen, im städtischen Milieu früher als im ländlichen. In ihrer Stoßrichtung war sie jedoch nicht mehr umkehrbar.

Spätestens nach der Jahrhundertwende übernahm in vielen Fällen auch die Arbeiterbewegung mit ihren weit ins alltägliche Leben eingreifenden Gliedorganisationen einen Teil jener gesellschaftlichen Funktionen, die zuvor von den Kirchen ausgeübt worden waren. Wer in den zwanziger Jahren Mitglied im Arbeiter-Feuerbestattungsverein war, verzichtete auf geistlichen Beistand ebenso gern wie auf christliche Grabsymbolik. Inzwischen befanden sich in vielen Städten die Friedhöfe längst in kommunalen Händen. Die Anlage von Zentralfriedhöfen weit vor den Toren der Metropolen hatte die alten Beziehungen zwischen Kirchengemeinde und Begräbnisplatz schon aufgrund der kilometerlangen Entfernungen endgültig abgeschnitten. Der neu installierte Friedhofsgeistliche, der seine Schäfchen nicht mehr persönlich kennt, ist nurmehr einer von vielen Funktionsträgern in jenem kontinuierlich ausgebauten System städtischer Infrastruktur, zu dem auch das Bestattungswesen gehört. Neuerdings werden städtische Großfriedhöfe wie regelrechte Unternehmen mit betriebswirtschaftlichem Management geführt und stellen - so in Hamburg - PR-Mitarbeiter ein, um ihr Image zu verbessern und den „Auftragseingang“ zu steigern.

Schon lange zuvor war in jene Lücken, die die Auflösung religiöser Strukturen mit sich brachten, auch ein neuartiges, privatkapitalistisches Gewerbe gestoßen: das Bestattungsunternehmen (oder „Institut“, wie es vornehmer heißt). Es hat sich seit dem späten 19. Jahrhundert zur entscheidenden Instanz im Umfeld der Beisetzung entwickelt. Zwar war bei Beerdigungen auch schon zuvor Geld geflossen, war der Grabstellenverkauf für Kirchen und Kommunen ein gutes Geschäft. Auch der kleine Landgeistliche konnte bis weit ins 19. Jahrhundert hinein seine bescheidenen Einkünfte aufbessern, indem er die Friedhofsfläche als gutgedüngte Gemüseanbaufläche oder Viehweide nutzte. Aber erst mit dem Aufkommen privatkapitalistischer Bestattungsunternehmen ist der Tod zu einem kommerziellen Faktor geworden - die 870 000 Todesfälle des Jahres 1996 bedeuteten immerhin einen Umsatz von mehreren Milliarden DM.

### **„Die Hinterbliebenen sind da nur ein Störfaktor“: Der Bestatter**

Selbst wenn die „Totenfürsorge“, wie es amtlich heißt, rein rechtlich den Angehörigen zusteht, wird sie fast immer an einen Bestattungsunternehmer delegiert. Er bündelt die Aktivitäten nach dem Tod eines Menschen. Der Bestatter verkauft den Sarg, die Sargausstattung und die Leichenwäsche. Für Feuerbestattungen hat er sogenannte Über- oder Schmuck-Urnen im Angebot - im Gegensatz zum Sarg sind sie zwar gar nicht vorgeschrieben, aber das ist nur wenigen geläufig. Darüber hinaus sargt der Bestatter den Leichnam ein und bahrt ihn auf, besorgt Überführungen, erledigt die Formalitäten beim Standesamt, stimmt Termine mit Friedhofsverwaltung sowie Pastor oder Trauerredner ab. Und natürlich macht er Vorschläge für Feiergestaltung und Traueranzeigen. Theoretisch könnte vieles davon, beispielsweise das Reinigen, Einkleiden und Einsargen des Verstorbenen, von den Angehörigen selbst übernommen werden. Praktisch aber kommen die wenigsten Menschen auf solche Ideen - als Hinterbliebene sind sie manchmal dazu mental und emotional auch nicht in der Lage. Im übrigen sind die bürokratischen Hürden hoch. Ingo Marahrens, der bis vor kurzem als Bestatter in einer norddeutschen Kleinstadt tätig gewesen ist, beschreibt die Vorzüge seines Wirkens folgendermaßen: „Der Bestatter kennt die Wege und kann die Formalitäten mit seinen Beziehungen auch kurzfristig regeln. Die Hinterbliebenen sind da nur ein Störfaktor, denn auch die Behörden wählen gern den Weg des geringsten Widerstandes.“

Unerbittlich gehen die Dinge also ihren letzten Gang. Nachdem der Arzt den Totenschein ausgestellt hat, wird der Leichnam rasch vom Bestatter abtransportiert - sei es aus dem Krankenhaus, aus dem Pflegeheim oder aus der privaten Wohnung. Um sich keinen Verstorbenen entgehen zu lassen, bieten fast alle Bestatter einen 24-Stunden-Service an - wohl wissend, daß der Leichnam im Haus heute eher Gefühle der Panik als der Pietät hervorruft. Die Gesetze allerdings verlangen nur, daß der Verstorbene nach spätestens 36 Stunden in geeignete Räume überführt wird, also in die Kühlzellen

der Leichenhalle oder des Bestattungsinstitutes. Selbst von dieser Frist sind Ausnahmen zulässig, wenn keine hygienischen Einwände bestehen. Kaum einer weiß das - und der Bestatter hat auch kein Interesse an der Verbreitung solchen Wissens, denn dies würde ihm die Verfügungsgewalt über den Leichnam entziehen.

Für die Hausabholung wird statt des unförmigen Sarges meist eine spezielle, mit einer Hülle abdeckbare Trage benutzt. Sie ist erstens leichter, zweitens in engen Treppenhäusern besser zu handhaben und drittens besser zu reinigen. Auf dem Land allerdings und bei lokalen Honoratioren ist schon aus Gründen gesellschaftlicher Konvention noch immer der Sarg angebracht. Der Schriftsteller Ludwig Fels hat die Nüchternheit des heutigen Außer-Haus-Tragens beim Tod seiner Mutter lakonisch notiert: „Der Sargdeckel wird auf meine Mutter gelegt. Ihre Augen bleiben geschlossen, gehen unter im wachsenden Schatten. Die Schrauben werden provisorisch angezogen, dann nehmen die Männer den Sarg auf wie ein sperriges Möbelstück und tragen ihn ins Stiegenhaus. Am ersten Treppenabsatz sind die Wände abgescrägt, und die Männer benehmen sich wie Möbelpacker, die sich mit einer hinderlichen Last abplagen müssen, stellen den Sarg hochkant, ich sehe das Gesicht meiner Mutter innen gegen den Sargdeckel prallen ... Es ist wie bei einem Umzug, bei dem der Wohnungsinhaber als einzige Fracht abtransportiert wird.“

Der Bestatter ist Dienstleister in einem Bereich, der immer noch ungern mit Kommerz in Verbindung gebracht werden möchte. „Pietät“ heißt jenes Zauberwort, mit dem die Bestatter ihr Wirken umschreiben und das in einigen Regionen zum Synonym für das Unternehmen selbst geworden ist. Ingo Marahrens kann darüber nur lachen: „Wir sind nicht die moralisch anspruchsvollen Leute mit der pietätvollen Aura. Wir sind knallhartes Geschäft, es geht ums Geld. Das ist unser Job. Wir nehmen den Leuten einen Haufen Arbeit ab. Dafür wollen wir Geld haben.“ Wie gesagt: Die Hinterbliebenen erscheinen in der eingespielten Routine eher als Störfaktor. Viele haben das Gefühl, mit dem Anruf beim Bestatter eine Maschinerie in Gang zu setzen, die auf persönliche Gefühle wenig Rücksicht nimmt. Fragwürdig wird es spätestens dann, wenn im Anblick des gerade Verstorbenen vom Bestatter schon der Servicekatalog präsentiert wird. Dabei richtet sich das Hauptinteresse auf den Sarg. Die Gewinnspannen sind hier teilweise enorm. Wie Ingo Marahrens erzählt, hat er sogenannte Verbrennersärge, die der Einäscherung dienen, für 60,- DM eingekauft und für etliche hundert Mark an die Kunden weiterverkauft. Bei Luxusmodellen für mehrere tausend Mark verringert sich zwar die prozentuale Marge („aber immer über 100% ...“), dafür steigt der nominelle Gewinn entsprechend - Eiche ist allemal besser fürs Geschäft als Kiefer. Andererseits bricht auch das prestigeträchtigste Holz unter dem Druck des Erdreiches irgendwann zusammen ...

Aber es ist nicht der Sarg allein. Darüber hinaus macht es die Vermengung kleinerer, im einzelnen kaum zu durchschauender Dienstleistungen dem Bestatter in vielen Fällen leicht, hohe Umsätze zu realisieren. „Man kann darauf hinwirken“, meint Ingo Marahrens, „daß es eine schöne Erdbestat-



tung mit anständiger Trauerfeier, Organisten und möglichst vielen Blumen gibt. Mein Ziel ist es natürlich, an all diesen Sachen zu partizipieren und möglichst Geld hereinzubekommen - das ist doch das Wesentliche. Letztlich ist für den Bestatter die Erdbestattung das Lukrativste, weil da insgesamt am meisten Geld umgesetzt wird. Mein Part liegt bei den Dienstleistungen und der 'Hardware', wie dem Sarg. Aber ich partizipiere auch an den Blumen, indem ich den Auftrag an einen bestimmten Gärtner gebe.“ Nicht umsonst kosten ganz normale Bestattungen heute in der Regel zwischen 4 000 und 10 000 DM.

Umgekehrt sind Einäscherungen bei Bestattern relativ unbeliebt, wie Ingo Marahrens berichtet: „Bei Feuerbestattungen ist der Aufwand generell geringer. Trauerfeiern an der Urne auf dem Podest sind in der Regel weniger blumen- und kranzintensiv. Daß die Angehörigen, wenn eine anschließende Überführung ins Krematorium angekündigt wird, nicht noch haufenweise Blumen mitbringen, versteht sich ja von selbst. Wenn eine Einäscherung bevorsteht, nehmen die Leute natürlich auch keinen teuren Eichen-, sondern den billigeren Verbrennersarg.“

Größere Bedeutung erlangt neuerdings die feierliche Aufbahrung in betriebseigenen Räumlichkeiten, die von immer mehr Hinterbliebenen dem manchmal fragwürdigen Charme kommunaler Leichenhallen vorgezogen wird. Einige Bestattungsinstitute warten inzwischen gar mit ansehnlichen Hauskapellen auf. Einen gänzlich anderen Weg ging ein Bestatter im amerikanischen Pensacola (Florida): Bei ihm kann - Zeitersparnis und Bequemlichkeit vereinigend - aus dem Auto heraus ein letzter Blick auf den feierlich Aufgebahrten geworfen werden.

Egal, ob motorisiert oder per pedes: Für einen solchen Abschied werden natürlich auch die Verstorbenen selbst „pietätvoll“ hergerichtet - vor allem, wenn Todeskampf oder Unfallfolgen die Gesichtszüge entstellt haben. Nicht nur bei verstorbenen Staatsmännern, sondern auch bei Durchschnittsbürgern ist man heute eher als früher bereit, mit Maniküre und Make up kosmetisch nachzuhelfen. Von immer mehr Bestattern wird die Technik der Thanatopraxis gepflegt, wie der Fachbegriff lautet (auch als „modern embalming“ bekannt). Etwaige Entstellungen werden möglichst korrigiert und das Gesicht geschminkt, bevor man das Sterbekleid anlegt und den Sarg ausschmückt. Über das Ergebnis meinte einmal jemand salopp: „Heutzutage ist es ja schon möglich, Oma so herzurichten, daß sie aussieht wie Marilyn Monroe.“ Vielleicht ist also jene Stufe des Leichen-Stylings auch in Deutschland nicht mehr allzu fern, die der Schriftsteller Evelyn Waugh in seiner Bestattungssatire „Tod in Hollywood“ aufs Korn genommen hat: „Aimée arbeitete wie eine Nonne, hingegeben, gelassen, methodisch. Zuerst kam die Einseifung, dann das Rasieren, dann die Maniküre. Sie scheitelte das weiße Haar, seifte die stacheligen Wangen ein und setzte das Rasiermesser an, sie schnitt die Nägel und glättete die Nagelhaut. Dann zog sie das Rolltischchen heran, auf dem sich ihre Crème- und Schminktöpfchen und ihre Pinsel befanden, und konzentrierte sich atemlos auf den schwierigsten Teil ihrer Aufgabe. In zwei Stunden war die Hauptarbeit getan. Kopf, Hals und Hände hatten ihre volle Farbe

wieder. In dem grellen Licht ihres Arbeitszimmers schien der Ton etwas zu hart, die Patina etwas zu dick zu sein, aber ihre Werk war für das bernsteinfarbene Licht des Schlummerraumes und das gebrochene Licht der Kapelle bestimmt. Sie vollendete die Blautüpfelung um die Augenlider, trat dann zurück und betrachtete wohlgefällig ihre Leistung.“

## **Macht- und Marktkämpfe**

In Deutschland gibt es weit über 3000 Bestattungsunternehmen, wovon noch immer 90% Klein- und Familienbetriebe sind. Die Branche mit ihren hohen Umsätzen, die sich jahrzehntelang in einem festgefügtten Markt eingerichtet hatte, ist allerdings in Bewegung geraten - der Kampf um den Kuchen hat Verdrängungswettbewerbe und Konzentrationswellen ausgelöst. Unter anderem will der weltgrößte Bestattungskonzern, die Service Corp. International (SCI), mit Sitz in Houston/Texas, den deutschen Markt erobern. Aber auch unkonventionelle Newcomer und preiswerte Sarg-Discounter machen den alteingesessenen, oft seit mehreren Generationen in Familienbesitz befindlichen Unternehmen zu schaffen.

Die Methoden, die bei diesen Verteilungskämpfen angewendet werden, sind gelegentlich recht seltsam. Ingo Marahrens berichtet, daß für lokale Märkte regelrechte Strohmannen angeworben wurden, um den Anschein des Familienbetriebs aufrechtzuerhalten. Tatsächlich ist es für Fremdeinsteiger nicht unbedingt leicht, die traditionellen Unternehmen beiseite zu drängen. Vor allem in Klein- und Mittelstädten wird gern die Fassade des ortsansässigen, mit den lokalen Sitten vertrauten Bestatters aufrechterhalten. Er soll das Gefühl vermitteln, der Kunde sei keine anonyme Nummer, sondern wird bei Einsargung und Trauerfeier vom Chef höchstpersönlich betreut - auch wenn es sich tatsächlich nur um den Filialleiter einer Bestatter-Kette handelt.

Allerdings werden die Kunden kritischer, wozu nicht zuletzt die wachsenden Kosten beigetragen haben. Während das Sterbegeld verringert wurde, schnellten beispielsweise die kommunalen Friedhofsgebühren in die Höhe. Solche Kostensteigerungen können von Bestattungsketten eher aufgefangen werden als von kleinen Familienunternehmen. Auch zeitweilige Dumpingangebote zur Verdrängung von Konkurrenten sind von Filialbetrieben leichter durchzuhalten. So wurden etwa auf dem hartumkämpften Berliner Markt „Bestattungen zum Nulltarif“ angeboten. Das Angebot ist zwar nicht wörtlich zu nehmen, aber immerhin orientiert sich der Preis an der Höhe des Sterbegeldes. Das Interesse an solchen Billigangeboten ist groß - woran auch die Tatsache nichts zu ändern scheint, daß es dabei weder Trauerfeier noch freie Friedhofswahl gibt.

Für die Kunden ist es nicht leicht, das Kosten-Leistungs-Verhältnis zu durchschauen. Verbraucherschutz-Organisationen warnen beispielsweise vor jenen Bestattungsvorsorge-Verträgen, bei denen Preissteigerungen beliebig weitergegeben werden können. Ohnehin liegt bei der Beratung durch

die Bestatter vieles im Argen. Eine Ende 1996 veröffentlichte Untersuchung der Stiftung Warentest hat ergeben, daß die Beratungsqualität bei den 60 geprüften deutschen Bestattungsunternehmen zu 30-50% - je nach gewünschter Ausführung - als „mangelhaft“ oder „sehr mangelhaft“ zu bezeichnen ist. Dies gilt vor allem dann, wenn ausdrücklich eine preiswerte Bestattung gewünscht wird. Zugleich wurden extreme Preisspannen sichtbar: Die Angebote für einzelne Posten, wie Sarg, Sargausstattung und Sterbekleid, differierten um teilweise 500%, in Einzelfällen sogar um 700%. Dies gilt auch für die sogenannten Leistungspakete - für eine bestimmte Palette erhielten die Tester Pauschalangebote, deren Preise zwischen 2000 und 10000 DM lagen. Wichtig ist in jedem Fall, sich rechtzeitig zu orientieren - erfahrungsgemäß sind Entscheidungen in letzter Minute immer etwas kostenträchtiger. Die Verbraucherschützer raten, sich die einzelnen Posten genau auflisten zu lassen und dann die Angebote verschiedener Bestatter zu vergleichen. Neben dem Sarg ist es oft die Summe kleiner, versteckter Posten, die den Preis in die Höhe treibt. Nicht alles davon ist sinnvoll, nicht alles muß dem Bestatter überlassen werden. Auch die häufig willkürliche Festsetzung von Friedhofsgebühren sollte man nicht nur monieren, sondern auch zu Vergleichen nutzen. Manchmal muß man für eine preiswertere Ruhestätte gar nicht den Friedhof wechseln, sondern nur ein paar Meter weiter ziehen. Das zeigt der kuriose Fall des Begräbnisplatzes im niedersächsischen Nordheide-Dorf Schierhorn. Er ist aus kommunalpolitischen Gründen geteilt - die eine Hälfte gehört zur Samtgemeinde Hanstedt, die andere zur Stadt Buchholz. Auf Buchholzer Seite kostet eine Sargbestattung für Erwachsene die erstaunliche Gebühr von 1 170,- DM, während ein paar Meter weiter bei den Hanstedtern mit 490,- DM weit weniger als die Hälfte zu zahlen ist. Auch die Kapelle wird durchaus unterschiedlich bewertet: Die Hanstedter zahlen für ihre Nutzung nur 250,- DM („einschließlich Heizung und Reinigung“), während die Buchholzer mit 600,- DM für ein- und dieselbe Feierhalle mehr als das Doppelte berappen müssen.

### **Über die Angst, als Bestatter erkannt zu werden ...**

Bestatter sind bei den Handwerkskammern als „handwerksähnliches Gewerbe“ registriert. Nach wie vor kennen sie keinen geregelten Ausbildungsgang. Jeder, der einen Gewerbeschein vorweist, kann als Bestatter tätig werden. Spezialisierte, privatkapitalistische Bestattungsunternehmen sind, wie gesagt, seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bekannt. Sie gingen meist aus Sargtischler- oder Fuhrbetrieben hervor, die die Bestattungen zuvor als Nebengeschäft besorgt hatten. Schon damals gab es übrigens ein ziemlich pietätloses Gerangel um die besten Kunden, wie ein zeitgenössischer Bericht über die Sargtischler-Branche dokumentiert: „Der Konkurrenzkampf in unserer Branche spielt sich in eigentümlichen Formen ab. Es kommt nicht darauf an, einander zu unterbieten, sondern man sucht sich gegenseitig durch möglichst große Schnelligkeit die Kunden wegzukapern; deshalb unterhalten die meisten Sargtischler in einem oder mehreren Krankenhäusern mit den Wärtern oder dem

Bureaupersonal Beziehungen, um auf diese Weise die Adressen der Gestorbenen zu bekommen. Diese Leute arbeiten so prompt, daß die Angehörigen die Todesnachricht bisweilen zuerst vom - Sargtischler erhalten.“

Auslöser der Spezialisierung waren nicht zuletzt die immer zeit- und kostenaufwendigeren Leichen Transporte zu den damals weit vor den Städten angesiedelten neuen Großfriedhöfen. Auf pietätvolles Ambiente legte man trotz dieser Entfernungen großen Wert. Beispielsweise boten die Leichenautos, die noch vor dem Ersten Weltkrieg die Pferdekutschen abzulösen begannen, ein ganzes Kaleidoskop an sepulkralem Schmuck. Gelegentlich wurde das Äußere mit schwarzem Tuch so gründlich verhüllt, daß man vom Motorblock gar nichts mehr sah - für die Zeitgenossen bewegte sich der Leichenwagen wie von Geisterhand.

Neben der rein logistischen Abwicklung übernahmen die Bestatter allmählich auch zeremonielle Funktionen, die zuvor von anderen gesellschaftlichen Gruppen - vor allem der Kirche, aber auch den ehemaligen Zünften - ausgeübt worden waren. Darüber hinaus aber wurden im frühen 20. Jahrhundert innerhalb der organisierten Arbeiterbewegung spezielle, nicht-gewinnorientierte Vereine gegründet, die für ihre Mitglieder besonders preisgünstige Feuerbestattungen anboten und in der schwierigen wirtschaftlichen Situation der zwanziger Jahre regen Zulauf fanden. Die größten unter ihnen hatte jeweils mehrere hunderttausend Mitglieder.

Bis heute hat der Bestatterberuf zweifellos etwas Exotisches und bringt besondere Belastungen mit sich. Gesellschaftlich im selbständigen Mittelstand zu verorten, fällt es den Bestattern doch schwer, sich als Unternehmer oder Kaufmann wie jeder andere zu präsentieren. Die Volkskundlerin Gisela Schiller hat in einer berufsspezifischen Studie festgestellt, daß dem Bestatter im alltäglichen Leben immer wieder mit Distanz begegnet wird - oder, wie es ein Verbandsvertreter drastischer ausdrückte: „Selbst die Befähigten in diesem Berufsstand ... kann man bei dem Gedanken zittern sehen, als Bestatter erkannt zu werden.“ Immerhin können die niederen Tätigkeiten delegiert werden - in der Regel bleibt es dem Hilfspersonal überlassen, „den Selbstmörder von den Schienen zu kratzen“. In diesen und anderen Fällen sind nicht nur persönliche Überwindungskraft gefragt, sondern auch hygienische Standards. Deren Einhaltung ist für den Bestatter unerlässlich. Die einmal eingeübten Mechanismen wirken lange nach, wie Ingo Marahrens erzählt: „Gewisse motorische Handlungen fallen schon auf, zum Beispiel das ständige Händewaschen. Das wurde zum Tick, zur Phobie, die ich lange Zeit nicht ablegen konnte.“

In den neuen Bundesländern ist das Bestattergewerbe nach dem Zusammenbruch der DDR geradezu aufgeblüht. Zuvor waren Bestattung und Friedhöfe staatlicherseits eher stiefmütterlich behandelt worden - in der Hauptstadt Berlin beispielsweise gehörten sie zum VEB Kombinat Stadtwirtschaft, das auch die Müllabfuhr umfaßte. Das ließ sich auch theoretisch begründen, denn die freudig in den

Dienst des Diesseits gestellte sozialistische Lebenslaufbahn sollte den Menschen alle metaphysische Furcht vor dem Tod nehmen. Allerdings hatte man schon 1957 eingesehen, daß es ganz ohne Abschiedszeremonien nicht gehen würde: „Die Arbeiterklasse der Deutschen Demokratischen Republik und ihre führende Partei beginnen von der dialektisch-materialistischen Weltanschauung her und mit Hilfe der sozialistischen Staatsmacht die Geburt, die Eheschließung und den Tod feierlich als Ereignisse des Lebens der werdenden sozialistischen Gesellschaft zu würdigen,“ hieß es in parteiinternen Materialien. Wenn dabei, wie gesagt, der Service sehr zu wünschen übrig ließ und die nichtkirchlichen Friedhöfe eher verwahrlost wirkten, so blieben doch immerhin die Gebühren bis 1989 stabil.

Nicht nur dies sollte sich mit der Wende ändern. Allein in Thüringen sind seit 1989 rund 100 Betriebe gegründet worden. Aus der dringenden Notwendigkeit neuer Investitionen resultierte der Vorteil, in der Ausstattung auf dem aktuellen Stand zu sein. Ein Unternehmer im thüringischen Schleiz beispielsweise, der sein ultramodernes Bestattungshaus sinnigerweise in einem Gewerbegebiet errichtete, läßt in der exquisit eingerichteten, betriebseigenen Trauerhalle auf Wunsch per CD spezielles Glockengeläute einspielen. Auch im Detail zeigt sich der Fortschritt: Seine Hygieneräume verfügen über Telefonapparate, die mit dem Ellenbogen zu bedienen sind. Allerdings ist auch das Bestattergewerbe in den neuen Bundesländern inzwischen nicht mehr ganz ohne Existenzsorgen: Der allgemein verbesserte Lebensstandard der Bevölkerung, so wird beklagt, habe zu einem wenig erfreulichen Anstieg der Lebenserwartung geführt ....

### **„Es war eine zähe Ruhmredigkeit“:**

#### **Kirchliche und nichtkirchliche Zeremonien**

Höhepunkt einer Bestattung ist die Trauerfeier. Auch hier sorgt der Bestatter für die Dekoration - von seinem Verhandlungsgeschick hängt ab, wie hoch der dabei betriebene, umsatzträchtige Aufwand ist. Zur Freude der Floristikbranche sind inzwischen vielerorts nur noch echte Blumen und Pflanzen erlaubt - das künstliche Immergrün hat ausgedient. Leider wird der Ablauf der Trauerfeier, zumindest in den Großstädten, mehr vom Zeitplan der Friedhofsverwaltung, vom fließbandmäßigen Stundentakt, als von individuellen Bedürfnissen bestimmt. Fünfzehn Minuten Zeit habe sie für Gebet, Gesang und Rede, fünfzehn Minuten für ein ganzes Leben, klagte einmal eine Frankfurter Pastorin.

Ein neues Phänomen ist der wachsende Anteil nichtkirchlicher Trauerfeiern, bei denen freie Redner - auch Abschieds- oder Grabredner genannt - zum Einsatz kommen. In einigen norddeutschen Großstädten gilt dies für die Hälfte der Beerdigungen. Mit diesen nichtkirchlichen Trauerfeiern wird auf das Bedürfnis all jener reagiert, die keiner Religionsgemeinschaft angehören (oder sich ihr nicht mehr zugehörig fühlen) und dennoch einen feierlichen Abschied wünschen. Der Redner übernimmt anstelle

des Seelsorgers die Rolle des „Zeremonienmeisters“ - das heißt, er ist nicht nur für die Anprache verantwortlich, sondern für die gesamte inhaltliche Gestaltung. Ein solcher Redner ist der 47jährige Klaus Behner aus Hamburg. Der diplomierte Theologe war zunehmend in Distanz zur katholischen Kirche geraten, bevor er sich als freier Trauerredner selbständig machte und 1994 „Interim - Institut für Ritus, Fest und Feier“ gründete. Er zählt auch zu den Mitinitiatoren der 1996 ins Leben gerufenen „Bundesarbeitsgemeinschaft Trauerfeier e.V.“. Über seine Arbeit, die ihm ein Stundenhonorar von 50,- einbringt, berichtet Behner: „Da ich von Anfang an gewillt war, in einen sehr intensiven Kontakt mit den Angehörigen zu treten, beläuft sich mein Arbeitsaufwand für eine Feier mit vorbereitenden Gesprächen und Nachbereitung auf 10 bis 15 Stunden. Das erste Gespräch mit den Hinterbliebenen dauert meist zwei bis drei Stunden. Für viele Hinterbliebene ist es heilsam, sich das Leben des Verstorbenen auf diese Weise noch einmal vor Augen führen zu können. Ich gehe mit den Hinterbliebenen dabei eine Art 'Freundschaft auf Zeit' ein.“

Neben diesem Versuch, sich in den Lebenskontext des Verstorbenen einzufühlen, werden natürlich auch praktische Abläufe der Trauerfeier besprochen. Klaus Behner erzählt: „Ich erläutere mögliche Formen der Feier und weise auf die Chance hin, eigene Lieder und Texte auszusuchen. Die Rede ist zwar der wichtigste, aber eben nur ein Teil der Feier. Daneben biete ich allgemeine Meditationstexte an, die die Besinnung auf das eigene Leben und Sterben fördern sollen - etwa von Khalil Gibran. Texte und Rede werden in Musik eingebettet.“ Wichtig ist ihm der gelungene Abschluß der Feier: „Zum Schluß wende ich mich noch einmal direkt zum Sarg hin. Ich spreche den Verstorbenen dabei mit 'Du' an, um deutlich zu machen, daß ich hier stellvertretend für die Angehörigen rede. Einige Tage nach der Feier gebe ich die Texte in ansprechend gestalteter Form an die Hinterbliebenen.“

Unter ganz anderen gesellschaftlichen Vorzeichen gab es nichtkirchliche Trauerfeiern auch in der DDR. Den wenig anheimelnden Charme realsozialistischer Feierhallen, der selbst bei Funktionärsbestattungen nicht vermeidbar war, hat Monika Maron in ihrem Roman „Stille Zeile Sechs“ beschrieben: „Die Kapelle war geheizt. In der Ecke rechts vom Eingang stand ein kleiner eiserner Ofen, dessen rotglühendes Rohr sich in halber Höhe der Wand durch das Gemäuer ins Freie bohrte. In der Nähe des Ofens hatten sich die Musiker, ein Streichquartett und ein Organist, eingerichtet. Alle fünf trugen schmutzig wirkende Smokingjacken, die über den Bäuchen spannten. ... Unter dem Bild [des Verstorbenen], auf einem Podest, stand der mit roten Nelken und weißen Kalla geschmückte Sarg. Alles wirkte schäbig, auch der Sargschmuck in seiner phantasielosen Symbolik von Tod und Klassenkampf, obwohl die Blumen sogar echt waren.“ In der DDR wurden für weltlichen Trauerfeiern, deren Steigerungsform übrigens die „sozialistische“ Feier für verdiente Persönlichkeiten bildete, offizielle Richtlinien herausgegeben: „Der Tag hat sich geneigt. Zur Gestaltung weltlicher Trauerfeiern“ lautete ihr Titel. Im Mittelpunkt der Zeremonie stand der sogenannte Sprecher - er sollte nicht nur rhetorische Fähigkeiten vorweisen, sondern auch politisch-moralisch geeignet sein. Für die 30-45minütige Feier sah

der Plan unter anderem Gedicht-Rezitation, Musik, Trauerrede und gegebenenfalls persönliche Nachrufe vor.

Aber auch die realsozialistische Trauerfeier konnte sich nicht jenem Problem entziehen, das wohl unabwendbar ist und vom Schriftsteller Ludwig Harig folgendermaßen beschrieben wurde: „Ich selbst habe an Gräbern von der ehelichen Liebe, in Leichenhallen von der aufopferungsvollen Pflichterfüllung und in Feiersälen von der selbstlosen Wahrhaftigkeit predigen hören, aber jedermann, der zugegen war, wußte in diesem Augenblick, daß der Leichenredner nicht von der Liebe, sondern vom Haß und von der Heuchelei, daß er nicht von der Pflicht, sondern von Schieberei und Korruption, daß er nicht von der Wahrhaftigkeit, sondern von Lug und Trug hätte predigen müssen, vorausgesetzt, es ginge bei einer Leichenpredigt um die Wahrheit.“

Es soll allerdings nicht der Eindruck erweckt werden, die Kirchen hätten sämtlichen Einfluß verloren. Vor allem auf dem Land ist ihre Stellung stark. Hier ist die Bestattung bis heute in die christliche Tradition eingebunden - auch, weil die Einhaltung von Konventionen einer stärkeren sozialen Kontrolle als in der Stadt unterliegt. Darüber hinaus haben sich bis ins späte 20. Jahrhundert hinein regelrechte Sinnprovinzen des Religiösen und traditionelle Ausdrucksformen der Trauer erhalten. Ein Beispiel ist das Oldenburger Münsterland, eine katholische Enklave in Norddeutschland, wo man bei Beerdigungen bis in die Gegenwart hinein noch sogenannte Totenzettel verteilt hat - zwei- oder vierseitige gedruckte Gedenkblätter zur Erinnerung an die Verstorbenen. Während sie in den letzten Jahrzehnten eher schlicht und informationsarm geworden sind, wurden sie zuvor mit ihren biographischen Angaben, Gebetsaufforderungen, Bibelzitate, Porträtfotos oder religiösen Illustrationen teilweise aufwendig gestaltet.

Selbst wenn man von solchen Sonderfällen absieht - die Bestattung ist eine der stabilsten kirchlichen Amtshandlungen geblieben. Nicht wenige bleiben nur deshalb in der Kirche oder treten ihr sogar wieder bei, weil sie eine christliche Beisetzung wünschen. Das bestätigt auch Ruth Stalman-Wendt, die als Pastorin in der niedersächsischen Gemeinde Tostedt tätig ist. Gebet, Schriftlesung, Lied und Orgelmusik - der eher lockere liturgische Rahmen der hannoverschen Landeskirche prägt hier den Ablauf der Trauerfeiern. Während der Zeremonie steht der geschmückte, verschlossene Sarg in der Friedhofskapelle und wird anschließend von der Trauergemeinde zur Grabstätte geleitet. Pastorin Stalman-Wendt hält es für ausgesprochen wichtig, am offenen Grab bei den Hinterbliebenen zu sein. Es ist der Ort, wo Gefühlen freier Lauf gelassen wird - der Moment des letzten Abschieds. „Das Begräbnis“, so schreibt der Soziologe Gerhard Schmied in seiner Studie über Sterben und Trauern, „beinhaltet einen öffentlichen Ausdruck der Tot-Erklärung, der besonders Hinterbliebenen, die den den Tod nicht wahrhaben wollen, die Endgültigkeit dieses Faktums vor Augen führt.“ Damit sie sich auf diese Situation einstellen können, führt Pastorin Stalman-Wendt zuvor ausführliche Gespräche mit

den Hinterbliebenen. „Hier werden,“ so berichtet sie, „die Weichen für das gestellt, was ich während der Trauerzeremonien sage.“

Das Gotteshaus dagegen spielt auch auf dem Land für die Trauerfeierlichkeiten kaum eine Rolle. Zwar wird des Verstorbenen beim sonntäglichen Gottesdienst, vielleicht auch am Totensonntag, noch einmal namentlich gedacht - das war es dann aber auch schon. Defizite erkennt Pastorin Stalmann-Wendt in der kirchlichen Sterbe- und Trauerbegleitung: „Zwar haben Bestattungen nach wie vor einen hohen Stellenwert in der Gemeindegarbeit“, resümiert sie, „aber für Besuche nach der Beerdigung und für eine begleitende Trauerarbeit bleibt normalerweise kaum Zeit.“ Aus diesem Grund will die Pastorin innerhalb der Gemeinde Gesprächsgruppen ins Leben rufen, die sich mit den seelischen Problemen nach dem Tod eines nahen Menschen beschäftigen. Die gemeindliche Trauerarbeit wird neuerdings in der Kirche wieder stärker thematisiert - nicht zuletzt eine Reaktion auf den wachsenden Erfolg nichtkirchlicher Trauerredner.

Immer mehr Menschen werden allerdings von der Frage, ob sie eine kirchliche oder nichtkirchliche Feier wünschen, erst gar nicht berührt. Wie das oben angeführte Berliner Beispiel der „Bestattung zum Nulltarif“ illustriert hat, wird die Bestattung ohne Trauerfeier zumindest in Großstädten immer häufiger. Der „einfache Abtrag“ reduziert den emotionalen wie auch den finanziellen Aufwand auf ein Minimum. Der Verstorbene wird auf seinem letzten Weg von der Leichenhalle zur Grabstätte allein von technischem Personal begleitet.

## **Traditionen der Trauerkultur**

Die Kirchen gehören zu jenen gesellschaftlichen Institutionen, die den Wandel der Trauerkultur am heftigsten als „Verfall“ beklagen. Typisch ist die folgende, aus einem Buch über Bestattungen in der katholischen Kirche stammende Aussage:

„Die Sprachlosigkeit oder Schweigsamkeit angesichts des Todes läßt weiterhin vermuten und befürchten, daß der heutige Mensch auf die Konfrontation mit dem Tod keine Antwort mehr findet; im Unterschied zu früheren Generationen verfügt er allem Anschein nach nicht mehr über ein Repertoire von Ausdrucksmitteln, dessen er sich in einer extrem belastenden und belasteten Situation wie im Todesfall ... bedienen könnte, um Trauer und Klage oder sogar Hoffnung und Zuversicht zu artikulieren.“

So berechtigt diese Klagen aus Sicht der Kirchen sein mögen, so sehr zeugen sie doch von einer allzu verengten Perspektive. Denn noch immer ist das gesellschaftliche Bedürfnis nach jenem Trost vorhanden, den auch der religiöse Glaube anbietet - aber es sucht immer mehr als zuvor jenseits der christlichen Tradition nach Ausgleich. Sogar Bestattungsunternehmen bieten inzwischen professionel-



le Trauerbegleitung an - die Mitarbeiter werden in speziellen Seminaren geschult, etwa durch den bekannten Trauerforscher Georgos Kanakakis.

Im übrigen bezieht sich das Lamento der Kirchen auf eine Tradition, deren Auflösung nicht erst vor kurzem eingesetzt hat. Bereits die bürgerliche Trauerkultur des 19. Jahrhunderts hatte sich vom streng religiösen Kontext befreit und eine Mischung aus christlichen Elementen, privater Emotionalität und gesellschaftlichem Prestigedenken entfaltet. Mit dieser wurde die individuelle Lebensleistung des Verstorbenen gefeiert. Die noch im späten 18. Jahrhundert im Bürgertum bekannten, gegen den adligen Pomp gewandten „stillen Begräbnisse“ hatten ihren Leitfunktion damit verloren. Dieser Einstellungswandel wurde beispielsweise im Skandal um Friedrich Schillers Bestattung 1805 deutlich. Der Dichter war nachts und ohne großen Aufwand auf dem Weimarer St. Jakobskirchhof beigesetzt worden. Was bisher dem Leitbild des stillen Begräbnisses durchaus entsprochen hatte, wurde nun einem öffentlichen Skandal. Der Hamburger Publizist Johann Wilhelm Archenholz verglich in seiner Zeitschrift „Minerva“ Schillers letzten Weg mit einem Pestbegräbnis, andere bezeichneten den Vorgang als Schandfleck deutscher Kultur. Noch Jahrzehnte später klagte Conrad Ferdinand Meyer über die Bestattung seines berühmteren Dichterkollegen: „Mit keinem Kranz, dem kargsten nicht, und kein Geleit! Als brächte eilig einen Frevel man zu Grab“.

Was hatte sich geändert? Die aufgeklärte Kritik an adligem Bestattungspomp war allmählich überformt worden vom Bedürfnis des städtischen Bürgertums, das gestiegene gesellschaftliche Prestige auch im Tod zu demonstrieren. Folgerichtig verlangte der gefühlsbetonte Abschied nach repräsentativen Zeremonien. Nicht zufällig wurde die Rede am offenen Grab, in der das Leben des Verblichenen noch einmal gefeiert wurde, zu einem Phänomen, das im 19. Jahrhundert zu voller Blüte gelangte. Zugleich entfaltete sich eine speziell bürgerliche Trauersymbolik, in der beispielsweise Pflanzen- und Blumenschmuck eine wichtige Rolle spielte. So erschien im Jahr 1867 eine Schrift unter dem Titel „Die Pflanze als Todtenschmuck und Grabeszier“. Diese und andere Signaturen bürgerlicher Trauerkultur wurden von Kunst und Literatur gern aufgegriffen. Aber vom kulturellen Leitbild einer gesellschaftlichen Elite läßt nicht unbedingt auf die Verbreitung im Volk schließen - die Masse der Bevölkerung wurde nämlich ohne derlei Zeremonien und sepulkrale Symbolik beerdigt.

Immerhin haben sich einzelne zeremonielle Elemente als recht dauerhaft erwiesen, vor allem der gefühlsbetonte Abschied am offenen Grab. Schon Frank Wedekind notierte in seinen „Tagebüchern“ unter dem 14. August 1889 etwas respektlos folgende Begegnung mit einem Trauerzug auf einem Münchner Friedhof: „Ich schließe mich rasch an und gelange mit den Leidtragenden bis zum Grab, einem Familiengrab, das nur um wenig aufgeworfen. ... Der Priester verliest einige Gebete und unterbricht sich, um eine Schaufel Erde auf den Sarg zu werfen, um den Sarg zu besprengen, um die Gruft zu beräuchern. Nachdem er abgezogen, werfen die Umstehenden weiße Kränze hinein und jeder eine Schaufel Erde nach. So hat die Handlung vollkommen den Anschein, als würden die weißen Kränze eingepökelt.“ Mehr Pietät bewies später Wolfgang Koeppen in seinem autobiographischen

Werk „Jugend“: „Wir waren vom Tod und Leichenschmerz und Abschied und Geißelung und dem Blick in das offene Grab, dem Seifall des Sarges erschöpft, daß wir nicht mehr weinten.“ Wie gesagt, derartige Szenen sind bis heute noch allgemein bekannt. Aber schon die im späten 19. Jahrhundert aufkommende Feuerbestattung relativierte ihren Stellenwert, denn die Beisetzung von 1,7 Kilogramm Aschenresten ist weniger gefühlsschwanger als die eines leichenbeschwerten Sarges.

Bei einer Feuerbestattung findet die Feier meist in der städtischen Krematoriumshalle statt, deren Zwitterstellung zwischen Trauer und Technik oben bereits beschrieben wurde und in der stets eine besonders weihevollere Stimmung herrscht. Schon Fedor von Zobeltitz, Schriftsteller und bedeutender Chronist der wilhelminischen Gesellschaft, konnte sich dem Reiz solcher Stätten nicht entziehen, wie folgende Passage seines Romans „Beutezug der Liebe“ zeigt:

„In der Kuppelhalle des Krematoriums lag die Stille der Feier über einer großen Trauerversammlung. Zahlreiche Berufsgenossen des Geheimrats hatten sich eingefunden, auch Herren der Regierung und die Vertreter gemeinnütziger Vereine, des Gerichts, des Magistrats, der Parlamente - sie standen stumm vor ihren Plätzen, die Zylinderhüte in den Händen, und zwischen sie schoben sich die dunkel verschleierte Gesichter der Damen, meist Freundinnen Reginas, die ganz allein auf einem Sessel, von Zwergpalmen und Rhododendron umgeben, vor dem Sarge saß. ... Die Feier währte endlos. Ein halbes Dutzend Redner pries den Verstorbenen als Menschen, als Juristen, als Politiker, als Mitglied der Kinderhilfe, als Ehrenvorsitzenden des Vereins für graphische Künste, als Begründer des Lipsiusschen Waisenhauses - es war eine zähe Ruhmredigkeit, die endlich der Geistliche mit dem Segen abschloß. Dann hub wieder Orgelspiel und Gesang an, und langsam versank der Sarg in die Tiefe ...“

### **„Rita, der Tod ist barmherziger als Deine Unbarmherzigkeit“: Die Todesanzeige**

Die Todesanzeigen in der Tagespresse sind bis heute ein klassisches öffentliches Medium der Trauer. Ursprünglich - die älteste Quelle stammt aus dem 18. Jahrhundert - waren sie ein Mittel von Geschäftsleuten, notwendige gewerbliche Veränderungen mitzuteilen. Erst im 19. Jahrhundert wurde sie im Bürgertum auch zum Ausdrucksmittel privater Trauer. Heute erhält immerhin die Hälfte aller Verstorbenen eine Todesanzeige. Dies widerlegt im übrigen ein weiteres Mal die eingangs angesprochene Verdrängungsthese, denn Todesanzeigen gehören zu jenen Zeitungsseiten, die am häufigsten gelesen werden. Auch sie sind im übrigen von der Säkularisierung erfaßt worden. Wenn einerseits, wie eine soziologische Studie gezeigt hat, die Todesanzeigen bis heute immer „informativer“ geworden sind, so spielt andererseits das Ende von Krankheit und körperlichem Schmerz inzwischen eine größere Rolle als alle christlichen Auferstehungshoffnungen. Allerdings gibt es hier deutliche Unterschiede zwischen Stadt und Land, zwischen protestantischen und katholischen Regionen. Außerdem

sind neuerdings Gedenkanzeigen zum ersten Jahrestag des Todes beliebt geworden, das sogenannte Jahresgedächtnis.

Die Sprache der Todesanzeigen ist im allgemeinen recht schablonenhaft. Bereitwillig folgt man den von Bestattungsinstituten und Zeitungsverlagen vorgegebenen Mustern. Der eigentliche Sachverhalt, daß jemand „tot“ ist, wird nur selten so direkt ausgedrückt. Meist finden sich Umschreibungen wie „heimgegangen“, „entschlafen“ und „von uns gegangen“. Ebenso wie das Wort „erlöst“ haben diese Begriffe in der Regel keinen religiösen Hintergrund, sondern beschreiben das Ende körperlichen Leidens. Wie wenig reflektiert die Texte manchmal sind, zeigt sich an folgender Wendung: „Völlig unerwartet verstarb im 96. Lebensjahr ...“. Solche Altersangaben sind nach Ansicht des Ratzeburger Pastors Hans Mader, eines bekannten Sammlers von Todesanzeigen, ein wichtiges Motiv für die Zeitungslektüre. In seinem Buch schreibt Mader: „Wir möchten wissen, welches Lebensalter andere Menschen erreichen. Wir vergleichen ... das Lebensalter eines Verstorbenen mit unserem eigenen. Ist jemand aus meinem Jahrgang verstorben oder gar noch jünger gewesen als ich, dann überkommt mich ein leiser Schauer, und ein dumpfes Gefühl der Angst kriecht in mir hoch.“

Dann mag man die Hoffnung tröstlich finden, im Gedächtnis der anderen weiterzuleben. Ihr wird oft Ausdruck verliehen, wobei die originelleren Varianten etwa lauten: „Dank für die Kinder, in ihnen lebst du weiter“. Nicht ganz ohne Schönfärberei wird die Lebensleistung des Verstorbenen gepriesen: „Ein unvergeßliches Leben im Dienste der Seifen-Industrie“ oder „... im Dienste der Kurzschrift“. In den Metaphern sind berufliche Bezüge recht häufig: Jäger finden Ruhe in den „ewigen Jagdgründen“, Seeleute „werfen Anker“, Bergleute gehen auf ihre „letzte Grubenfahrt“. Bei Frauen ist es eher der allgemeine Verweis auf „Fleiß“ und „treue Pflichterfüllung“ - was immer darunter zu verstehen sein mag.

Demgegenüber gibt es mittlerweile Tendenzen, jenseits dieser Schablonen eigene Worte zu finden. Aktuelle Todesursachen wie AIDS und Drogenabhängigkeit werden als solche benannt - manchmal sogar, um gezielt auf gesellschaftlichen Zündstoff aufmerksam zu machen. Daß dies nicht immer unproblematisch ist, zeigt der Fall einer Kölner Tageszeitung, die die Todesanzeige für einen Aktivisten der AIDS-Szene verweigerte, weil der Text das Wort „schwul“ enthielt. Es bedurfte schon der Besetzung des Verlagsgebäudes, um das eigene Anliegen durchzubringen (und eine Entschuldigung des Verlegers zu erreichen). Darüber hinaus wird die gesellschaftspolitische Dimension von Tod und Trauer in jenen jährlichen Kollektiv-Anzeigen deutlich, die den homosexuellen Opfern von Gewalttaten gewidmet sind.

Auch sonst wird mehr als früher die Chance genutzt, durch individuell gestaltete Todesanzeigen die eigenen Gefühle zu artikulieren: „Rita, der Tod ist barmherziger als Deine Unbarmherzigkeit. Als letzten Gruß, Heini“ läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Das gleiche gilt für eine Todesanzeige, die einem jungen Berliner Krad-Freund gewidmet wurde - sie lautete kurz und bündig: „Scheiß Motorrad!“ Von manchmal eigenwilliger Poesie sind jene Anzeigen, die auf konkrete Freizeitaktivitäten

verweisen: „Mein geliebter Mann hat seinen letzten Marathonlauf verloren“ oder, pathetischer noch: „Die Berge wurden sein Schicksal ...“.

## **Staatsbegräbnisse**

Allein 17 Todesanzeigen erhielt Franz-Josef Strauß nach seinem Tod am 3. Oktober 1988 im „Bayernkurier“, dem Organ seiner Partei. Die Bestattung des CSU-Vorsitzenden, bayerischen Ministerpräsidenten und ehemaligen Bundesministers war eines der großen Staatsbegräbnisse der deutschen Nachkriegsgeschichte. Gleiches gilt für den ersten sozialdemokratischen Bundeskanzler Willy Brandt, der vier Jahre später starb. Heutzutage vom Fernsehen in die Wohnungen übertragen, stehen diese und andere Zeremonien in einer Tradition staatlicher Totenfeiern, die nur wenig von ihrer politischen und gesellschaftlichen Bedeutung verloren hat. Die geschickte symbolische Inszenierung der Trauer - „Funeralsignatur“, wie es der Historiker Volker Ackermann nennt - dient bis heute der Legitimation des politischen Systems. Im späten 19. Jahrhundert beispielsweise gerieten die Zeremonien beim Tod des deutschen Monarchen Wilhelm I. zur Selbstdarstellung des Kaiserreiches. Allerdings konnte der feudale Bestattungspomp die bürgerliche Presse nicht davon abhalten, über die wirtschaftlichen Verluste zu klagen, die durch allzu aufwendige Staatstrauer entstanden. Als im August 1901 die Witwe von Kaiser Friedrich starb, lamentierte das „Hamburger Fremdenblatt“ stellvertretend für alle Theater- und Konzerthallenbesitzer: „Volle acht Tage ... müssen sie auf alle oder sicherlich den allergrößten Theil ihrer Einnahmen verzichten. Ein solcher Ausfall bedeutet für manchen Gewerbetreibenden den wirtschaftlichen Ruin.“

Nicht immer gab es so wenig Verständnis. Die Feierlichkeiten nach dem Tod des ersten sozialdemokratischen Reichspräsidenten Friedrich Ebert Anfang März 1925 wurden zu einer eindrucksvollen Demonstration für die Weimarer Republik. Fast eine Million Menschen gaben dem Reichspräsidenten in Berlin ihr Geleit zum Bahnhof, bevor der Leichnam in Eberts Heimatstadt Heidelberg überführt und auf dem dortigen Bergfriedhof beigesetzt wurde. Die Trauerkundgebung für Friedrich Ebert in Berlin ist auch deswegen besonders bemerkenswert, weil die konservative Reichsregierung eigentlich alle öffentlichen Demonstrationen verhindern wollte. Aber SPD und Gewerkschaften sorgten dafür, daß breite Kreise der Bevölkerung ihre Solidarität mit der demokratischen Republik zum Ausdruck brachten, indem sie sich vor dem Berliner Reichstag versammelten oder an den Straßen der Hauptstadt Spalier standen.

Auch in der Bundesrepublik dienten Staatsbegräbnisse der politischen Selbstbestätigung. Volker Ackermann schreibt über Adenauers Tod im Jahr 1967: „Die prunkvolle Beisetzung des ersten Bundeskanzlers der Bundesrepublik, Konrad Adenauer, geriet zur ersten großen Selbstdarstellung der Bundesrepublik vor der Welt. Das Staatsbegräbnis legte das verschüttete Gefühl der Bundesdeut-

schen frei, wieder eine große Nation zu sein.“ Über hundert Botschafter, 20 Außenminister sowie 15 Staatspräsidenten bzw. Regierungschefs kamen in den Kölner Dom. Das Staatsbegräbnis sollte die Versöhnung mit einstigen Kriegsgegnern sinnfällig machen. Auch der israelische Staatspräsident Ben Gurion nahm an den Zeremonien teil. Umgekehrt war es bezeichnend für die Zeit des Kalten Krieges, daß der sowjetische Staatschef Podgorny fehlte. Die Feierlichkeiten nach Adenauers Tod begannen im Kölner Dom, bevor der Alt-Bundeskanzler per Rheindampfer in seinen Wohnort Rhöndorf überführt wurde. Beides war, wie Ackermann vermerkt, von symbolischer Bedeutung: Köln war die Stadt, in der Adenauer lange Zeit als Oberbürgermeister amtiert hatte, und die Überführung mit dem Schiff knüpfte an das Vorbild von Churchills Beisetzung 1965 an. Neben der zeremoniellen Symbolik wurde Adenauers Begräbnis auch zur Plattform für politische Kommunikation. Die Anwesenheit des US-Präsidenten Lyndon B. Johnson wurde genutzt, um die zwischenzeitlich in eine Krise geratenen deutsch-amerikanischen Beziehungen zu konsolidieren.

Eine besondere politische Dimension gewann in der Bundesrepublik bekanntlich der Kampf gegen die Rote Armee Fraktion (RAF). Opfer von RAF-Attentaten und -Entführungen wurden staats offiziell bestattet, und die Bedeutung dieses Aktes war zugleich an den Fernsehübertragungen der Trauerfeiern abzulesen. Umgekehrt wurde die Beisetzung von Gudrun Ensslin, Andreas Baader und Jan-Carl Raspe nach deren Freitod am 18. Oktober 1977 in Stuttgart-Stammheim zu einem geächteten Vorgang. Die Teilnehmer mußten sich einer Art Folterlauf durch ein dichtes Polizeispalier stellen - hier kam die politische Symbolik auf ganz andere Weise zum Tragen. Es hatte auch der persönlichen Initiative des damaligen Stuttgarter Oberbürgermeisters Manfred Rommel bedurft, um den drei RAF-Terroristen gegen heftigen politischen Widerstand ein Gemeinschaftsgrab in der baden-württembergischen Landeshauptstadt einzuräumen.

Nicht nur die Bundesrepublik, auch die DDR zelebrierte den staatspolitischen Tod. Wilhelm Pieck erhielt vier und Otto Grotewohl drei Tage Staatstrauer. Walther Ulbricht allerdings, der vor seinem Tod 1973 an politischem Einfluß verloren hatte, mußte sich mit einem Tag begnügen. Die Staatstrauer war jeweils mit der Absage öffentlicher Vergnügungen verbunden. Fernsehen, Kino und Theater hatten ihre Programme entsprechend auszurichten. In der DDR wurden übrigens auch Schriftsteller mit einem Staatsakt geehrt. Dabei war die Beisetzung von Bertolt Brecht 1956 die erste Staatstrauer überhaupt, es folgten 1958 Johannes R. Becher (der Minister für Kultur gewesen war), 1968 Arnold Zweig und 1983 Anna Seghers. Der Sowjetunion war der bloße Staatsakt von vornherein zu wenig. Sie dachte an Dauerhafteres und führte die Kunst des Einbalsamierens zu weltweit unübertroffener Meisterschaft. Bis heute wird der einbalsamierte Lenin im Mausoleum am Roten Platz bestaunt - und doch denkt man nun an eine ganz ordinäre Erdbeisetzung für den Begründer der Sowjetmacht ...

## **Nationales Pathos: Krieg, Trauer und Gedenken**

Wie der Tod von Staatsleuten, so wurde auch der Kriegstod politisch instrumentalisiert. Niemals zuvor waren so viele Menschen von kriegsbedingtem Sterben, von Tod und Trauer betroffen wie im 20. Jahrhundert. Die Erfahrung des millionenfachen Sterbens begann 1914/18 mit dem ersten „Krieg im Zeitalter der Technik“ (George L. Mosse). Im Gegensatz zu früheren Auseinandersetzungen gab es nicht mehr den Tod in der einzelnen, zeitlich begrenzten Schlacht. Sterben wurde stattdessen etwas Alltägliches, der Stellungskrieg in den Schützengräben kannte kaum noch Pausen. So kostete der Erste Weltkrieg insgesamt 13 Millionen Menschen das Leben, mehr als doppelt so viele wie in allen Kriegen zwischen 1790 und 1914 zusammen. Selbst die schwerste militärische Auseinandersetzung des 19. Jahrhunderts, der Deutsch-Französische Krieg 1870/71, hatte „nur“ knapp 200 000 Menschen das Leben gekostet.

Das ist mehr als bloße Zahlenspielerei, denn gerade die massenhafte Erfahrung des Kriegstodes prägte Politik und Gesellschaft der Weimarer Republik. Weil das Sterben in den Schützengräben nicht als sinnlos empfunden werden sollte, wurde die Trauer ideologisch kanalisiert und überhöht. Im Gefallenenkult wurde sie zum gesellschaftlichen Mythos. George L. Mosse schreibt: „Der Mythos des Kriegserlebnisses war darauf angelegt, den Krieg zu verschleiern und die Erfahrung zu legitimieren; er sollte an die Stelle der Wirklichkeit treten.“ Gerade in einem Staat wie Deutschland, der seine politisch-gesellschaftliche Identität nach dem Zusammenbruch des Kaiserreiches noch suchte, übte dieser Mythos eine fatale Suggestion aus. Er wurde zum zentralen Element nationalistischer, antirepublikanischer Ideologien. Hier konnten die Legenden vom „heldenhaften Kampf“ verankert werden. Sinnfälliger Ausdruck des Gefallenenkultes wurden jene oft pathetischen Kriegerdenkmäler, die nach dem Ersten Weltkrieg überall entstanden. Sie erinnern mit den eingravierten Namen an die Gefallenen aus den jeweiligen Dörfern und Städten. Ihre Inschriften transzendierten den Kriegstod als „Opfer für das Vaterland“. Damit schienen die Scharen von Kriegsfreiwilligen 1914 doch nicht umsonst in die Schützengräben gezogen zu sein.

Hinzu kamen jene riesigen Soldatenfriedhöfe, die seit Beginn des Ersten Weltkrieges angelegt wurden und bis heute erhalten geblieben sind. In makabrer Anschaulichkeit spiegeln die endlos scheinenden Gräberreihen mit ihren standardisierten Kreuzen oder Stelen das industrialisierte Massensterben im Krieg wider. Mit strengen Vorschriften wurde die fast fließbandmäßige Einheitlichkeit gewahrt, eine individuelle Bepflanzung der Gräber unterblieb. Der Tod sollte nicht so sehr als persönliches Ereignis verstanden werden, sondern als Opfer für jenes organische Ganze, zu dem die Nation überhöht wurde.

Zuständig für diese Art Trauerarbeit ist seit seiner Gründung 1919 der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. Wie sehr man nach dem Ersten Weltkrieg den Mythos eines spezifisch deutschen Soldatenfriedhofs pflegte, zeigt das vom Volksbund herausgegebene „Handbuch zu den deutschen Kriegerfriedhöfen in Frankreich“. Unverhohlen wird darin die nachlässige Pflege der Grab-

stätten durch die verantwortlichen französischen Behörden beklagt. Mit Stolz heißt es, daß man sich erfolgreich um eine Mitwirkung bemüht habe. Ziel sei, so wörtlich, die Soldatenfriedhöfe „nach deutschem Empfinden als dauernde Ehrenstätten auszubauen“. Sie seien heilige „Weihestätten, an denen die Seele stillen Gottesdienst feiern“ kann. Die Soldatenfriedhöfe sollten zu Pilgerstätten des Nationalen werden.

Der politischen Verknüpfung mit nationalistischen Ideologien entsprach es, daß die Soldatenfriedhöfe landschaftlich mit jenen Elementen verbunden wurden, die als typisch „deutsch“ galten. Dazu gehört der Baum. Zum charakteristischen Ausdruck dieser Symbiose von Natur und Kriegstod wurde der baumbestandene Toten- oder Heldenhain - ein spezifisch deutscher, „heiliger“ Ort. Einen anderen zweifelhaften Höhepunkt nationaler Erhabenheit bildeten die sogenannten Totenburgen. Es war insbesondere Robert Tischler, seit 1926 Chefarchitekt des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge, der sich für diese monumentale Form des Gedenkens begeisterte. Er entwarf bis zum Zweiten Weltkrieg ein Dutzend Totenburgen, an denen sich - was nicht weiter verwundert - auch Hitler erfreuen konnte.

Darüber hinaus fand der Kriegstod seine Überhöhung in dem seit 1926 begangenen Volkstrauertag. Zunächst Gedenktag für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs, wurde er unter den Nazis 1934 zum „Heldengedenktag“ und 1952 zu jenem nationalen Trauertag, der er bis heute geblieben ist. Auch den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge gibt es heute noch. Er zählt mehrere 100 000 Mitglieder und betreut auf mehr als 360 Soldatenfriedhöfen 1,4 Millionen Kriegstote aus beiden Weltkriegen.

Auch Länder wie Frankreich und Großbritannien kannten die pathetische Inszenierung des Kriegstodes. Davon zeugen schon die pompösen Zeremonien bei der Einweihung des Grabmals des Unbekannten Soldaten in Paris und London im November 1920. Der Londoner Cenotaph beispielsweise wurde allein in den ersten drei Tagen von mehreren 100 000 Menschen besucht. Aber hier fehlte jene politische Sprengkraft, die der Kriegstod in Deutschland durch die Verbindung mit der sogenannten Dolchstoßlegende erhalten hatte - also durch das Gefühl, „im Feld unbesiegt“ geblieben, aber von den republikanischen Politikern verraten worden zu sein. „Die Signatur der Totenmale ist international, ihre politische Sinnstiftung jeweils national gebrochen“, schreibt der Historiker Reinhart Koselleck.

Nach dem Zweiten Weltkrieg fand die Instrumentalisierung des Kriegstodes in der offiziellen deutschen Politik keine Wiederholung. Zu nah und zu traumatisch war die Erfahrung der Schrecken, daß man sie noch hätte transzendieren können. Die Zerstörung vieler Städte hatte den Kriegstod auch für die Zivilbevölkerung allgegenwärtig gemacht. So zeigen die nach 1945 errichteten Kriegerdenkmäler nicht mehr jene heroischen Gestalten, die man aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert kannte. Der einstige Held war zum Opfer geworden. Die Erfahrung der unzähligen Toten, die nach den Luftangriffen auch in der vermeintlich sicheren Heimat zu beklagen waren, ließ überhöhenes Pathos kaum noch zu. An die Stelle von Nationalismus und Chauvinismus trat nun, wie George L.

Mosse vermerkt, der Schock über das Geschehene. Trost fand man im übrigen in allgemeinchristlicher Symbolsprache - dem kleinsten gemeinsamen Nenner, der politisch niemandem wehtat. In der DDR gar wurde jede Gefallenenehrung abgelehnt.

## **Die biographische Erfahrung des Kriegstodes**

Die staatlich verordnete Trauer und das ideologisch überhöhte Pathos bilden ohnehin nur die eine Seite der Medaille. Darüber hinaus ergaben sich aus dem Kriegstod auch jene persönlichen Biographien, deren Tragik dem stets nahen Tod, wie er in den vorangegangenen Jahrhunderten den Alltag selbst in Friedenszeiten bestimmte, nur wenig nachsteht. Thea Buhr-Ohrts aus dem holsteinischen Reinfeld verkörpert so eine Biographie, in der die Todes- und Trauererfahrungen des kriegerischen 20. Jahrhunderts ihren letztlich kaum zu kompensierenden Niederschlag gefunden haben. Geboren 1930, wuchs sie unter den Bedingungen von Nazi-Diktatur und Krieg auf. Im Alter von 14 Jahren mußte sie erleben, wie ihr Vater 1944 schwer tuberkulosekrank aus dem Krieg zurückkehrte und nach monatelangem Leiden in einer Lungenheilstätte starb. Die Besuche bei dem Todgeweihten im Sanatorium haben sich in ihr Gedächtnis eingebrannt. Trotz der Not der Nachkriegsjahre hatte die Überführung des Sarges und die Beerdigung des Vaters auf dem heimatlichen Friedhof, für die weder Mühen noch Kosten gescheut wurden, eine kaum zu ermessende emotionale Bedeutung.

Für Thea Buhr-Ohrts war es jedoch nicht die erste Erfahrung von Tod und Trauer. Schon zuvor war ein naher Verwandter im Krieg gefallen und hatte seine letzte Ruhe auf dem Soldatenfriedhof im sizilianischen Catania gefunden. Thea Buhr-Ohrts unternahm alle Anstrengungen, um dieses Grab aufsuchen zu können - und das in einer Zeit, in der Italienreisen nicht gerade selbstverständlich waren. Erst vor Ort konnte und wollte sie Abschied nehmen. Für sie galt also nicht, was George L. Mosse sonst für die Nachkriegszeit feststellt, daß nämlich nur wenige auf „Wallfahrten zu Soldatenfriedhöfen“ gingen. Vielleicht war es in diesem Fall auch das Übermaß an Trauer, das nach einem Ventil suchte. Hinzu kam nämlich, daß ihre beiden jüngeren Schwestern in den fünfziger Jahren starben, weil ihre Körper die Strapazen der Kriegskindheit auf Dauer nicht ausgleichen konnten. Solche Erfahrungen sind vielleicht weniger spektakulär als das Gemetzel auf den mechanisierten Schlachtfeldern oder das Sterben im Bombenhagel. Aber sie prägen mindestens genauso stark das eigene Verhältnis zum Tod. Sie zeigen, daß der Tod auch dann nahe sein kann, wenn Panzer und Maschinengewehre Hunderte von Kilometern entfernt sind.

Zugleich lehrt die Biographie von Thea Buhr-Ohrts einiges über die Orte des Gedächtnis im 20. Jahrhundert. Die seriellen Gräberreihen der Soldatenfriedhöfe boten trotz aller ideologischen Überhöhung nur einen schwachen Ersatz für die Beerdigung im privaten Grab. Nicht umsonst lag so vielen Familien daran, ihre Toten zurückzuholen. Konnte der Soldatentod zu Beginn des Ersten Weltkrieges



noch erfolgreich als „Opfer fürs Vaterland“ verherrlicht werden, so ließ das Massensterben nach 1939 keine metaphysische Verbrämung mehr zu. Der perfektionierte nationalsozialistische Propagandaapparat konnte weder mit Verboten noch mit ideologischen Floskeln verhindern, daß der Kriegstod von der Bevölkerung als das empfunden wurde, was er war: als sinnlos und unmenschlich. Trauer resultierte nicht aus einem wie auch immer verstandenen „Opfer“, sondern aus der privaten und individuellen Verlusterfahrung.

## **Serielle Beisetzung und anonyme Urnenhaine**

Bemerkenswerterweise haben die Soldatenfriedhöfe des Ersten Weltkrieges großen Einfluß auf die Entwicklung der allgemeinen Friedhofsästhetik im 20. Jahrhundert gehabt. Ihre standardisierten Gräberreihen, die jegliche Individualität verschwinden ließen, wurden nämlich zum Vorbild jenes „neuen Friedhofs“, der seit den zwanziger Jahren zum Leitbild in deutschen Städten geworden ist. Mit seiner sachlich-funktionalen, fast geometrischen Ästhetik zog er einen Schlußstrich unter die verschwenderische Pracht romantischer Parkfriedhöfe, wie sie im späten 19. Jahrhundert entstanden waren. Diese Wende wurde von den sogenannten Friedhofsreformern initiiert, deren Aktivitäten sich nach 1900 im Umfeld der allgemeinen Kultur- und Lebensreformbewegungen entfalteten. Verwurzelt im bildungsbürgerlich-kulturkritischen Milieu, engagierten sie sich für eine ästhetische Erneuerung auf den Friedhöfen - vergleichbar den Bemühungen des Deutschen Werkbundes um ein neues Produktdesign. Nach 1918 mündeten diese Bestrebungen dann in jene funktionale Wende, die seitdem mit ihren auf den Zentimeter genau normierten Standardgrabmälern das Erscheinungsbild moderner Begräbnisplätze bestimmt. Raum für Individualität und Kreativität blieb nur in Ausnahmefällen - die neuen, bürokratisch-strengen Grabmalvorschriften wurden rigoros durchgesetzt. Die Individualität der Grabstätte wurde der systematisch geordneten Homogenität des Gräberfeldes geopfert. Dies zeigte sich vor allem in der Verknüpfung von Friedhofsreform und Aschenbeisetzung. Auf dem Friedhof Dresden-Tolkewitz beispielsweise entstanden flache, langgezogene Urnenmauern mit rechteckigen Schrifttafeln - ein fast paradigmatischer Ausdruck serialisierter Beisetzung.

Mit der Friedhofsreform wurden die Grabstätten in jenes technokratische Konzept kommunaler Verwaltung integriert, das sich seit dem Kaiserreich ausgeprägt hatte. Innerhalb der städtischen Bürokratie war eine neue Gruppe von „Sozialingenieuren“ herangewachsen, die systematisch an der Normierung und Bürokratisierung der städtischen Daseinsvorsorge arbeiteten. Der funktionale Reformfriedhof war die Lösung der Aufgabe, kostspielige Bodenflächen möglichst effizient für Bestattungen auszunutzen.

Allerdings barg diese bürokratisch-systematisierte Ordnung durchaus Elemente einer gewissen Totalität in sich. Damit wurden individuelle Freiräume in einer Weise eingeebnet, die das einst gefeier-

te bürgerliche Individuum zum beliebig formbaren Objekt degradierte. Nicht zufällig wurde die Standardisierung der Grabstätten von der Nazi-Diktatur dankend aufgegriffen. Aber auch in der DDR und der Bundesrepublik wurden diese Tendenzen weiterentwickelt. Die Friedhofsreform hat letztlich dafür gesorgt, daß das Erscheinungsbild neuerer Gräberfelder bis heute weitgehend langweilig-uniform ist.

Diese Entwicklung wird zum Ausgang des 20. Jahrhunderts konsequent fortgesetzt: in Gestalt der anonymen Beisetzung. Hat schon die Friedhofsreform die Individualität des Totengedenkens drastisch reduziert, so löscht das anonyme Grab jegliche Form persönlicher Erinnerung auf den Friedhöfen aus. Schon jetzt beanspruchen die anonymen Urnenhaine mit ihren weiten Rasenflächen immer mehr Raum. Umgekehrt nimmt die Zahl der Einzel- und Familiengräber rapide ab. Die Begräbnisplätze, wie wir sie bisher gekannt haben, werden wohl bald der Vergangenheit angehören. Der Trend zur anonymen Beisetzung bedeutet das Ende der klassischen bürgerlichen Trauer- und Erinnerungskultur auf den Friedhöfen. Die Statistiken jedenfalls sprechen eine eindeutige Sprache. Spitzenwerte für anonyme Bestattungen werden in den neuen Bundesländern erreicht. In Chemnitz und Plauen etwa lassen sich rund 70% der Bevölkerung anonym unter die Erde bringen. In den alten Bundesländern erreichen Flensburg und Kiel einen über 30%igen Anteil an den Gesamtbestattungen, Hamburg und Bremen über 25%. Kommunale Friedhöfe sind übrigens weitaus eher bereit, anonyme Urnenhaine anzubieten als die kirchliche Konkurrenz.

In der Regel bedeutet die anonyme Bestattung ein Aschengrab. Prinzipiell ist zwar auch die anonyme Erdbeisetzung möglich, sie spielt quantitativ aber kaum eine Rolle. Bei der Aschenbeisetzung wird eine zweckentsprechend kleine Urne unter Rasensoden in einer Anlage vergraben, die gartenästhetisch meist ansprechend gestaltet ist. Für jede Urne stehen etwa 30x30 cm zur Verfügung, den jeweiligen Beisetzungsplatz kennt nur die Friedhofsverwaltung. Am meist vorhandenen Gemeinschaftsdenkmal können Blumen hinterlegt werden.

Die Modalitäten der Beisetzung sind von Ort zu Ort unterschiedlich. Manchmal sind es rein verwaltungstechnisch organisierte Sammelbeisetzungen ohne jede Zeremonie, in einigen Städten gibt es auch Trauerzüge. Darüber hinaus hat sich mittlerweile die sogenannte halbanonyme Beisetzung mit ihren kleinen, in den Rasen eingelassenen Namenstafeln etabliert. Einen Sonderfall bildet die vor allem in Norddeutschland bekannte Seebestattung, die jedoch quantitativ von nur geringer Bedeutung ist. Hier wird die Asche in einer wasserlöslichen Urne von einem Schiff aus im Meer beigesetzt. Die Hinterbliebenen erhalten eine Seekarte, auf der der Versenkungsort markiert ist.

Die Kulturwissenschaftlerin Barbara Happe untersucht seit 1995 in einem Forschungsprojekt die Entwicklung der anonymen Bestattung. Nach ihren Erkenntnissen wird sie inzwischen auch in Regionen praktiziert, die bisher davon noch relativ unberührt geblieben waren. Barbara Happe berichtet: „Früher galt die anonyme Bestattung als norddeutsches Phänomen. Mittlerweile hat sie im Ruhrgebiet, Süddeutschland und teilweise in ländlichen Regionen Einzug gehalten.“ In den alten Bundeslän-

dem fanden die ersten anonymen Beisetzungen ab 1970 statt - von der Öffentlichkeit übrigens fast unbemerkt. Manchmal beruhten sie auf entsprechenden Anfragen aus der Bevölkerung, der vielleicht, wie in Schleswig-Holstein, das Beispiel Dänemarks aus eigener Anschauung geläufig war: Hier ist die anonyme Beisetzung schon seit etlichen Jahrzehnten bekannt. In anderen Fällen war die Friedhofsverwaltung daran interessiert, die große Zahl verwahrloster, ungepflegter Grabstätten zu vermindern, und regte deshalb die anonyme Bestattung von selbst an.

Ganz anders dagegen verlief die Geschichte der anonymen Bestattung in der DDR. Der SED-Staat hatte frühzeitig die - hier so genannten - Urnengemeinschaftsanlagen gefördert, weil sie seiner Vorstellung von einer kollektiven Bestattung entsprachen, die gesellschaftliche Unterschiede im Tod verschwinden lässt. Das anonyme Grab galt als Errungenschaft sozialistischer Bestattungskultur, und die Urnengemeinschaftsanlagen wurden seit den sechziger Jahren zum festen Bestandteil der Friedhöfe. Auch hier haben sich laut Happe verschiedene Varianten entwickelt. Manchmal wird die Anonymität durch ein Denkmal relativiert, das die Namen aller Bestatteten verzeichnet. Darüber hinaus gibt es sogenannte Jahresfelder, bei denen ein Stein den Ort der Bestattungen eines jeden Jahres markiert.

Ob Ost oder West: Der allgemein zu verzeichnende Trend zur anonymen Beisetzung ist umso erstaunlicher, als ihm massive Lobbyinteressen entgegenstehen. Der Kampf gegen die anonyme Beisetzung scheint in jüngster Zeit geradezu zur letzten Schlacht um die abendländische Friedhofskultur auszufern. Von ihrem „Niedergang“ ist ebenso die Rede wie vom allgemeinen „Kulturverfall“. Die Motive sind in einigen Fällen leicht durchschaubar, weil sie rein finanzieller Natur sind - Steinmetze und Friedhofsgärtner fürchten schlicht um ihre Existenz. Aber auch viele Kirchenvertreter wenden sich mit Vehemenz gegen die anonyme Bestattung. Ihre Polemik erinnert an den klerikalen Kampf gegen Krematoriumsbau und Feuerbestattung vor 100 Jahren. Entsprechend apodiktisch klingt, was die katholische Deutsche Bischofskonferenz in ihrer 1994 erschienenen, 70seitigen Schrift zur Bestattungskultur zu vermelden hat: „Von Friedhofskultur aber kann man nur sprechen, wenn der Friedhof eindeutig und klar als solcher zu erkennen ist, wenn die Bestattung der Toten und die Erinnerung an sie wieder im Mittelpunkt stehen.“ Damit ja niemand auf friedhofskulturelle Abwege gerät, verrät die Bischofskonferenz an gleicher Stelle auch, wie dieser Gefahr am besten vorgebeugt werden kann: „Die öffentliche Meinung sollte darüber aufgeklärt werden, was eine Anonymbestattung wirklich bedeutet. Um diesem Phänomen auf Dauer zu begegnen, wäre es geboten, die zuständigen Friedhofsverwaltungen zu veranlassen, auf solche geradezu einladenden Gemeinschaftsanlagen zu verzichten ...“

Beim Kampf zur Rettung der Friedhofskultur entstehen seltsame Allianzen. 1992 beispielsweise wurde in Braunschweig ein Forum mit dem Ziel veranstaltet, die Zusammenarbeit zwischen Bestattern und Kirchen zu intensivieren. Auch in der bereits genannten Schrift der Deutschen Bischofskonferenz wird die „Zusammenarbeit mit Bestattungsunternehmern, Friedhofsverwaltern, Floristen, Fried-

hofsgärtnern, Steinmetzen und den für das Friedhofswesen zuständigen politisch und kirchlich Verantwortlichen“ gefordert. Allerdings hält dieses Zweckbündnis zwischen Kirche und Privatwirtschaft die Bischofskonferenz keineswegs davon ab, an gleicher Stelle die „Kommerzialisierung“ von Tod und Bestattung zu beklagen.

Im übrigen widerlegt schon ein Blick in die Geschichte, daß der Wandel der Friedhofskultur mit ihrem Verfall gleichzusetzen ist. Die anonyme Beisetzung ist nämlich nicht so neu wie es scheint. Im späten 18. Jahrhundert beispielsweise galt die namen- und zeichenlose Rasenfläche des Neuen Begräbnisplatzes in Dessau geradezu als Modell eines aufgeklärt-modernen Friedhofes. Das gepflegte Grün bildete einen ästhetischen Kontrast zu anderen Friedhöfen, die sich damals meist als wüste Äcker präsentierten - die Zeit der parkähnlich gestalteten Anlagen war noch nicht gekommen. Der Dessauer Begräbnisplatz galt als Verkörperung einer egalitären Gesellschaftsidee, in der soziale Unterschiede keine Rolle mehr spielen. Er wurde von Hölderlin bewundert, und Goethe setzte ihm in den „Wahlverwandtschaften“ ein literarisches Denkmal. Noch radikaler waren jene utopischen Entwürfe, die nur wenige Jahre später während der Französischen Revolution ausgearbeitet wurden. 1796 entstand die Idee zu einer zentralen fabrikkartigen Bestattungsanlage, in der die Toten mithilfe eines chemischen Verfahrens in eine glasartige Substanz verwandelt und innerhalb einer riesigen Pyramide beigesetzt werden sollten. Individuelle Grabmäler entfielen bei dieser Bestattungsutopie - auch hier sollten im Tod alle gleich sein. Daran knüpfte noch der Friedhofsreformer und Dresdner Stadtbaurat Paul Wolf an, als er 1927 kollektive Beisetzungen in einem monumentalen Aschengrab vorschlug. Die erste offizielle anonyme Beisetzungsfläche im Europa des 20. Jahrhunderts wurde den Recherchen von Barbara Happe zufolge 1925 von einem Feuerbestattungsverein in Kopenhagen eingerichtet. Nicht zufällig zählt Dänemark bis heute zu den Hochburgen der anonymen Bestattung.

Eine ganz andere Form anonymer Bestattung ist in den Küstenregionen und auf den Inseln bekannt: die Friedhöfe der Namenlosen - auch als anonyme Seefahrerfriedhöfe, Heimatlosenfriedhöfe oder Drinkeldodenkarkhöfe bekannt. Es sind die letzten Ruhestätten für jene, die auf hoher See ertranken und am Strand angeschwemmt wurden, ohne daß man sie identifizieren konnte. Die einzelne Grabstätte ist entweder gänzlich anonym oder wird von einem einfachen Holzkreuz geschmückt, in das der Tag des Leichenfundes eingeschnitzt wurde - wie auf den nordfriesischen Inseln Amrum und Sylt.

Darüber dürfen natürlich nicht jene Beerdigungen in Massengruben vergessen werden, die jahrhundertlang das Los der ärmsten Bevölkerungsschichten bildeten - übrigens auch auf kirchlichen Begräbnisplätzen. Die soziale Lage ließ ihnen keine andere Wahl als die zeichenlose Beisetzung. Das anonyme Grab wurde noch zum Symbol gesellschaftlicher Diskriminierung, als im frühen 20. Jahrhundert sogenannte Sozialfälle gelegentlich anonym bestattet wurden. Ihren Höhepunkt fand sie in jenem bereits beschriebenen verbrecherischen Verscharren, das in der Nazi-Zeit nicht nur in den Konzentrationslagern der Spurenbeseitigung diente.

## Über das Ende des Gedächtniskults

Gefragt nach den Gründen für die wachsende Zahl anonymer Beisetzungen, verweist Barbara Happe auf den allgemeinen Wertewandel: „Ein gewisser Anteil der Bevölkerung ist nicht mehr bereit, Geld in eine individuelle Grabstätte zu investieren. Hier deutet sich ein allgemeiner Wertewandel an, in dessen Verlauf die bisher bekannte Grabstätte als persönlicher und familiärer Ort der Trauer und Erinnerung an Bedeutung einbüßt.“ Die wachsende räumliche Mobilität und die steigende Zahl von Ein- oder Zwei-Personen-Haushalten trägt zur Popularität der anonymen Bestattung ebenso bei wie die sich lockernden zwischenmenschlichen Beziehungen. Bezeichnend für den Wertewandel jedenfalls ist der Umstand, daß bei Berufsgruppen mit höherem Bildungsniveau - wie Happe zu berichten weiß - die Bindung an das persönliche Grab eher nachläßt als in den Unterschichten. Darüber hinaus darf die Kostenfrage nicht vergessen werden. Zwar ist die anonyme Beisetzung keineswegs auf allen Friedhöfen die günstigste Beisetzungsart. Aber dies gilt nur für die Einäscherungs- und Grabgebühren, während die Folgekosten für Grabstein und Grabpflege ja entfallen. Ein Bestatter äußerte gar den nicht ganz von der Hand zu weisenden Verdacht, das anonyme Grab sei die letzte Rache derer, die sich zu Lebzeiten von ihren Anverwandten mißachtet fühlten.

Wie dem auch sei: Die anonyme Bestattung bedeutet das Ende einer jahrhundertealten Tradition. Es scheint, als würde sich hier - für jeden sichtbar - materialisieren, was scharfsinnige Theoretiker schon seit längerem feststellen: daß in der nachindustriellen Gesellschaft die Begriffe Vergangenheit, Erinnerung und Gedächtnis ihre Bedeutung verlieren. Dahinter stehen tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen. Die anonyme Bestattung ist die Ausdrucksform einer mobilen Gesellschaft, in der eine besondere emotionale Bindung an bestimmte Gedächtnisorte keinen Sinn mehr hat. „Die von uns bewohnten Orte sind nur vorübergehende Stationen,“ schreibt Zygmunt Bauman. Das Vergängliche und Flüchtige wird zum Selbstverständlichen, das alles Dauerhafte allmählich überformt. Die anonymen Urnenhaine versinnbildlichen jene gesellschaftliche Entwicklung, die der Historiker Eric J. Hobsbawm als grundlegend für das späte 20. Jahrhundert bezeichnet hat: „Die ... in mancher Hinsicht verstörendste Transformation war die Auflösung der alten Sozial- und Beziehungsstrukturen und, Hand in Hand damit, das Zerbersten der Bindeglieder zwischen den Generationen, zwischen Vergangenheit und Gegenwart also. Besonders deutlich trat dies in den fortgeschrittensten Staaten des westlichen Kapitalismus zutage, wo staatliche wie private Ideologien zunehmend von den Werten eines absolut asozialen Individualismus dominiert wurden ... .“ Was Hobsbawm hier anspricht, ist die Auflösung der traditionellen Formen zwischenmenschlicher Beziehungen. Familie, soziale Klassen, Konfessionen - alles, was festgefügt schien, ist in Bewegung geraten. Es ist eine Welt, in der „Lebensstile ausge-

wählt, persönliche Identitäten und soziale Formationen ständig neu konstruiert werden“, wie der britische Soziologe Anthony Giddens feststellt.

Demgegenüber hatte das sich nun verflüchtigende Projekt der bürgerlichen Moderne Orte und Zeiten zu einem gesellschaftlichen Koordinatensystem verknüpft. Darin konnte die eigene Biographie ihr Ziel finden, ihren Sinn und ihre Identität. Zygmunt Bauman vergleicht diese Art Lebensentwurf mit der Figur des Pilgers, der in seiner zielgerichteten Mission aufgeht. Die bürgerliche Biographie sah ihre Mission in der geradlinigen Verwirklichung des selbstgesteckten Lebensziels - hatte sich der eigene Traum erfüllt, lohnte auch die Verewigung im prachtvollen Grabmal. Es gebot der Nachwelt, die Lebensleistung auch nach dem Tod zu erinnern und zu würdigen. Damit schuf es eine Art weltlicher Unsterblichkeit.

In diesem Kontext wird auch der Kult um das individuelle Grabmal verständlich, der sich im 19. Jahrhundert entfaltete. Das Grabmal wurde zum repräsentativen Ausdruck von Bürgerlichkeit. Dieser fand seinen Niederschlag in der stellenweise monumentalen Grabarchitektur, in Porträtreliefs des Verstorbenen und lobpreisenden Inschriften. In deren Sprache, vor allem aber in der Gestik der Grabfiguren, verschmolz er mit der bereits beschriebenen, emotionsgetönten Trauerkultur, die den Tod als Abschied in einen langen Schlaf verstand. Die Figur der Trauernden beispielsweise mit ihrem wehmütig-hingebungsvollen Blick zählt zu den auffälligsten Grabmalformen alter städtischer Friedhöfe. Stehend, gebückt, sitzend oder in sich zusammengekauert, ist sie in vielen Varianten zu finden. Das Gefühl von Abschied und Trauer wurde von einer als spezifisch gefühlsselig verstandenen „Weiblichkeit“ verkörpert - zugleich typischer Ausdruck der gesellschaftlichen Rollenverteilung im 19. Jahrhundert.

Parallel dazu entwickelten sich die zuvor häufig verwahrlosten städtischen Friedhöfe zu garten- oder parkähnlich gestalteten Orten des Spaziergangs. Im 19. Jahrhundert wurde der Parkfriedhof in der bürgerlichen Industriegesellschaft geradezu zum Leitbild sepulkraler Ästhetik - in Deutschland ist Hamburg-Ohlsdorf ein berühmtes Beispiel. Der Parkfriedhof bildete die angemessene Kulisse für einen Grabmalkult, der noch im Tod vom Prestigebewußtsein all jener Fabrikanten und Kommerzienräte kündete, die sich auf den Begräbnisplätzen verewigen wollten. „Rennbahnen des Ehrgeizes“ nannte man jene Prachtwege, an denen die bedeutendsten Grabstätten lagen. Auf dem Friedhof Köln-Melaten ist das spöttisch gemeinte „Millionen-Allee“ mittlerweile zur friedhofsoffiziellen Bezeichnung geworden.

Der Grabstein für jedermann hingegen ist ein Phänomen des 20. Jahrhunderts. Die bereits erwähnte Friedhofsreform bahnte nicht nur funktionalen, sondern auch demokratisierenden Tendenzen den Weg. Der industriell gefertigte, standardisierte Grabstein war für die breiten Massen schon eher erschwinglich als die aufwendige Grabarchitektur des städtischen Honoratiorentums. Tatsächlich verringerten sich dank der Reform die Unterschiede zwischen Arm und Reich, die früher auf dem Friedhof so augenfällig waren. Auch die breiten Massen konnten dem Leitbild bürgerlicher Erinnerungskultur genügen - im Prinzip jedenfalls.

Nun aber verliert dieses Leitbild seine normative Bedeutung. Der Tod ist nicht mehr die steinerne Feier der eigenen Biographie. Überhaupt gilt die Idee eines linearen Lebenslaufes mittlerweile als anachronistisch. Dem Pilger, der seine Mission erfüllt und seine Orte kennt, stellt Zygmunt Bauman den ziellosen Nomaden der heutigen Gesellschaft gegenüber: „Postmoderne Nomaden ziehen anders als die protestantischen ‘Pilger des Lebens’ zwischen unverbundenen Plätzen hin und her.“ Deshalb benötigen sie auch keinen individuellen Ort der Erinnerung mehr. Man begegnet dem Tod nicht, indem man sich für die Nachwelt verewigt, sondern indem man ihn in einer stets wiederholbar scheinenden Gegenwart verschwinden lassen möchte. Der Nicht-Identität des Nomaden entspricht das anonyme Grab, das sich im Irgendwo verflüchtigt.

Noch Mitte der achtziger Jahre konnte der Soziologe Gerhard Schmied in seinem Buch über „Sterben und Trauern in der modernen Gesellschaft“ feststellen, daß der Friedhof der „legitime öffentliche Ort der Trauer“ und das wichtigste „memento mori“ ist. Diese Erkenntnis ist heute überholt. Die weiten Rasenflächen der anonymen Urnenhaine bilden keine Orte individueller Trauer und Erinnerung mehr. Die monumentalen Grabdenkmäler des 19. Jahrhunderts drohen inzwischen zu verfallen.

Wie so oft, findet das, was gerade im Verschwinden begriffen ist, im melancholischen Rückblick noch einmal öffentliches Interesse. Stetig wächst die Zahl derer, die sich über die historischen Friedhöfe führen lassen. Berlin mit seinen zahlreichen alten Begräbnisplätzen ist längst zu einer Hochburg des Friedhofstourismus geworden - die Führungen sind fester Bestandteil des hauptstädtischen Veranstaltungskalenders. In München erinnern die Friedhofsführungen an prominente Namen aus der Stadtgeschichte. In Hamburg treffen sich an Sommersonntagen Hunderte auf dem Ohlsdorfer Friedhof, um sich über Parkästhetik und Grabmalkultur informieren zu lassen.

Auch sonst ist das Interesse an der historischen Sepulkralkultur rege. Überall bemühen sich Vereinigungen um den Erhalt der Friedhöfe, für alte Grabdenkmäler werden Patenschaften übernommen. Die Musealisierung des Friedhofs hat also begonnen. Dabei sieht sich das Publikum nicht selten sepulkralen Ruinen gegenüber, deren bröckelnder Stein vom Ende einer ganzen Epoche kündigt. Gerade die drohende Verflüchtigung traditioneller Gedächtniskultur verleiht den alten städtischen Friedhöfen zum Ausgang des 20. Jahrhunderts ihre starke, romantisch getönte Faszination. Mit ihnen wird ein Zeitalter besichtigt, das noch nicht ganz vergangen ist und dessen Erbe in vielen von uns noch immer lebt.

Aber für kulturkritische Untergangsstimmung besteht kein Anlaß. Denn zugleich haben sich, manchmal fast im verborgenen, neue Muster im Umgang mit dem Tod entwickelt. Die Trauerkultur löst sich von alten Fesseln. Ihre Palette ist unkonventioneller, breiter und bunter geworden. Sie schafft sich neue Orte, die immer häufiger abseits der Friedhöfe liegen.

## **V. Der Traum vom anderen Tod**

## **„Deshalb müssen wir andere Formen der Totenfeier finden“:**

### **AIDS und die neue Trauerkultur**

„Spätestens beim spießigen Begräbnisbarock, das der Bestatter treuherzig vor mir ausbreitete, wünschte ich mir, daß das schwule Formgefühl hier mal kräftig ausmistet. Unsere toten Freunde sind jung und oft weitab ihrer Herkunftsorte gestorben, und deshalb müssen wir andere Formen der Totenfeier finden ...“ Diese Gedanken notierte jemand, als er die Trauerzeremonien für seinen an AIDS verstorbenen Freund vorbereitete. Der Bestatter wurde schließlich aus dem Spiel gelassen, die Feier selbst organisiert: Eine Live-Band spielte Reggae-Musik, die verlesenen Texte entstammten den Lieblingsbüchern des Verstorbenen. Die Grabstätte wurde zur Nachbildung der geliebten Dachterrasse - ein „Naturgärtchen“, das der gepflegten Langeweile deutscher Friedhöfe so gar nicht entspricht.

Derlei innovative Tendenzen entfalten sich seit einigen Jahren in der AIDS-Szene und ihrem gesellschaftlichen Umfeld. Die Katastrophe AIDS hat den Tod im Alltag vieler, gerade junger Menschen präsent werden lassen. Wohl deshalb ist der Umgang mit Sterben und Tod unter AIDS-Kranken und Homosexuellen von besonderer Anteilnahme, ja Solidarität geprägt. Zugleich wird mit neuen Formen von Bestattung und Trauer experimentiert. Eine fast spielerisch bunte Palette ist entstanden, die inzwischen weit über das eigene gesellschaftliche Umfeld hinauswirkt und die gedankenlose Bestattungsroutine aufzubrechen hilft. Die AIDS-Szene zählt damit zu den wichtigsten Katalysatoren eines anderen Umgangs mit dem Tod. Dies zeigt auch, daß die moderne Rationalisierungsmaschinerie doch nicht alle Individualität zurechtstutzen, nicht jede Emotionalität ersticken konnte. Was den Menschen bereits aus der Hand genommen zu sein schien, wird hier auf ermutigende Weise zurückerobert: der selbstbestimmte Umgang mit Sterben und Tod.

Das weltweit bekannteste Dokument kollektiver Trauer und Erinnerung stammt aus den USA: das „Names Project“ (Projekt der Namen). Dabei werden die Namen von AIDS-Toten auf sogenannten Quilts verewigt - jeweils 90 x 180 cm große Stoffbahnen, die mit individuellen Symbolen und Texten kunstvoll gestaltet werden. Mittlerweile sind Abertausende solcher Quilts aus unterschiedlichen Materialien, Farben und Mustern entstanden. Sie werden in einer Fabrikhalle in San Francisco zentral gesammelt. Bereits mehrfach wurden sie zu einem riesigen Patchwork zusammengelegt und öffentlich ausgestellt - unter anderem vor dem Weißen Haus in Washington.

Etwas bescheidener dimensioniert sind die Gedächtnisorte des Berliner Künstlers Tom Fecht. Er initiierte 1992 ein Projekt unter dem Titel „Namen und Steine“. Dabei werden die Namen von AIDS-Toten in vorgefertigte Pflastersteine eingraviert. Anschließend können die Steine in das Pflaster städtischer Plätze eingefügt werden - neue Orte des Gedächtnisses für all jene, deren Freund vielleicht in einer weit entfernt gelegenen Grabstätte beigesetzt wurde. Auch das AIDS-Mahnmal auf dem Frankfurter Peterskirchhof stammt von Tom Fecht: Jeder Nagel, der hier in die alte Friedhofsmauer einge-



schlagen wird, symbolisiert einen AIDS-Toten in Frankfurt. Diese kollektive Stätte der Trauer, die aus Spendengeldern finanziert wurde, trägt den Namen „Verletzte Liebe“.

Im Jahr 1995 richtete der Verein Memento e.V. auf dem Hamburg-Ohlsdorfer Friedhof eine Gemeinschafts-Grabstätte für AIDS-Tote ein. Eine alte, nicht mehr genutzte Grabanlage wurde umgestaltet, das vorhandene, denkmalgeschützte Monument sorgfältig restauriert und mit dem Schriftzug „Memento“ versehen. Eine neu eingravierte Schleife symbolisiert Verbundenheit und Solidarität über den Tod hinaus. Daneben sind die Namen von Verstorbenen aufgeführt - die übrigen sind auf Kissensteinen verzeichnet, die in den Boden der Grabstätte eingelassen wurden.

Der Verein Memento, der die Grabstätte betreut, entstand innerhalb der Schwulenbewegung. Der 41jährige Literatur-Übersetzer Rolf Erdorf ist Gründungs- und Vorstandsmitglied und berichtet über die Vorgeschichte: „Die Situation von AIDS-Kranken ist ja in der Regel davon geprägt, daß sie in einer Stadt leben, aus der sie nicht stammen. Natürlich gibt es die Möglichkeit, im heimatlichen Familiengrab bestattet zu werden. Aber das wird oft abgelehnt - sei es von der Familie, sei es von dem AIDS-Kranken selbst. Umgekehrt ist es am neuen Wohnort nicht immer leicht, jemanden zu finden, der sich langfristig um das Grab kümmert.“ Unter Umständen bleibt den Betroffenen dann nur die anonyme Bestattung. „Manchmal waren unsere Freunde“, so erzählt Rolf Erdorf, „nach ihrem Tod einfach weg - als hätten sie hier nie gelebt. Unsere Überlegung war nun, dieses spurlose Verschwinden von Menschen zu verhindern, die hier in diese Stadt gehören.“ Für jene, die einer gesellschaftlich stigmatisierten Gruppe angehören, muß das namenlose Verschwinden nach dem Tod als zusätzliche Ächtung erscheinen. So versteht sich Memento auch als Katalysator von Erinnerung und Gedächtnis. Rolf Erdorf, der selbst an AIDS erkrankt ist, hält fest: „Für uns ist entscheidend, daß die Verstorbenen nicht einfach abgeräumt und vergessen werden. Es ist ein Unterschied, ob es mich einmal gegeben hat oder nicht. Unsere Grabstätte bedeutet, eine Spur zu hinterlassen. Auch für mich, der im Leben an vielen verschiedenen Orten gelebt hat, ist es eine Art Beheimatung. Es ist ein sehr schönes Gefühl zu sehen, daß ich auf dem Ohlsdorfer Friedhof einmal begraben sein werde - auf dieser Grabstätte, hier in dieser Stadt.“ Aber es ist nicht nur die persönliche Erinnerungsspur, das Gefühl, im Gedächtnis der Freunde über den Tod hinaus verankert zu sein, was für Rolf Erdorf die Ohlsdorfer Grabstätte auszeichnet. „Friedhöfe spiegeln die soziale Landschaft einer Stadt wider“, bemerkt er, „und dazu zählen auch die AIDS-Kranken. Wir wollen mit der Grabstätte zeigen, daß die AIDS-Epidemie in diese Stadt und auf diesen Friedhof gehört.“ Folgerichtig befindet sich die Anlage auch nicht in einem versteckten Winkel von Ohlsdorf, sondern in zentraler, landschaftlich schöner Lage nahe des Südteiches.

Die Hoffnung von Memento, die Grabstätte würde für einige Zeit reichen, erfüllte sich allerdings nicht. Früher als erwartet wurde der Verein von der Allgegenwart der Krankheit eingeholt. Bereits zwei Jahre nach Einrichtung der AIDS-Grabstätte wurde absehbar, daß keine weiteren Verstorbenen aufgenommen werden können. So hat Memento inzwischen auf dem Ohlsdorfer Friedhof eine zweite Gemeinschafts-Grabstätte angelegt.

Auch bei den Trauerfeiern bilden sich neue Muster heraus - nicht zuletzt, weil die Trauergemeinde bei AIDS-Bestattungen anders als üblich zusammengesetzt ist. Familienangehörige sind oft nicht zugegen, weil es keinen Kontakt mehr gegeben hat, kirchliche Zeremonien häufig unerwünscht. So gibt es immer mehr selbstorganisierte Trauerfeiern, bei denen Texte und Musik phantasievoll arrangiert sind, Gedichtfragmente ebenso verlesen werden wie Briefe an den Verstorbenen. Zu einem der beliebtesten Musikstücke entwickelte sich das getragene „Amazing Grace“. Auch die Schlager einer Marianne Rosenberg fanden in der AIDS-Szene ihre Anhänger. Gelegentlich wird eine Stereo-Anlage mitgebracht, um die eigene Musik spielen zu können.

Nach anfänglicher Ablehnung zeigen sich auch immer mehr Bestattungsunternehmen offen für die manchmal besonderen Rituale einer AIDS-Bestattung. Daß die AIDS-Toten würdelos in Plastikfolie eingewickelt werden und als „Unberührbare“ gelten, dürfte bei den meisten Bestattern glücklicherweise der Vergangenheit angehören - schließlich reichen bei AIDS die bekannten Hygienestandards aus. Bemerkenswerterweise sind es gerade Frauen, die in diesem bisher von Männern dominierten Gewerbe neue Wege eingeschlagen haben - Seiteneinsteigerinnen, die von den alteingesessenen Bestattern mißtrauisch beäugt und gelegentlich heftig beföhdet werden. Zum bekanntesten Beispiel für betont unkonventionelle Trauerfeiern ist die Berlinerin Claudia Marschner geworden. Sie kleidet Verstorbene in schwarze Lederkleidung oder sargt mit Perücke und rosa Fummel ein. Konfettiregen oder aufsteigende Luftballons am Grab sind ebenso möglich wie selbstbemalte oder -beklebte Säрге.

### **„Der Tod ist ein schnelles Fahrrad, doch bei mir hat es Plattfuß“: Spielwiesen der Innovation**

Allerdings wäre es einseitig zu behaupten, daß allein die AIDS-Szene für den Aufbruch in der Trauerkultur verantwortlich ist. Es gibt viele andere Beispiele, die am Ende des 20. Jahrhunderts von einem gegen den Konfektions-Tod gerichteten Trend zeugen. Immer mehr Menschen lehnen Trauerfeiern ab, deren Rahmen vom Stundentakt der kommunalen Leichenhalle diktiert wird. Manchmal werden Trauerfeiern sogar wieder in Kirchen statt Leichenhallen abgehalten - zum Leidwesen der um ihre Einnahmen besorgten kommunalen Friedhofsverwaltungen.

Zu denen, die gezielt neue Abschiedsrituale unterstützen und sich „mündige Hinterbliebene“ wünschen, gehört der in Bergisch Gladbach ansässige Bestatter Fritz Roth. Der Inhaber des „Hauses der menschlichen Begleitung“ fordert beispielsweise die Angehörigen auf, ihren Toten selbst das Sterbekleid anzulegen und den Sarg selbst anzumalen. Sein multimedialer Abschiedsraum ermöglicht ein durchaus persönliches, zeitlich nicht begrenztes letztes Beisammensein - etwa bei einem Video, das noch einmal ins gemeinsame Leben zurückblendet. Auch das 1995 von jungen Hannoveraner

Religionswissenschaftlern gegründete Bestattungsunternehmen „Bios“ will mehr bieten als monströse Eichensärge und pragmatische Bestattungsroutine. Die Kunden sind meist jüngere Leute, die für ihre künftige Alternativ-Beerdigung bereits eine Anzahlung geleistet haben. Allerdings scheitert bisher vieles an bürokratischen Reglementierungen - so die Idee, sich im ökologisch korrekten Pappsarg beisetzen zu lassen, um den Waldbestand zu schonen. Dem Plan von Bios, selbst Land zu erwerben, um eigene, naturnah gestaltete Friedhöfe anzulegen, steht immer noch das kommunale bzw. kirchliche Bestattungsmonopol entgegen. Mehr Realisierungschancen haben dagegen die künstlerisch gestalteten Särge, die von Bios feilgeboten werden.

Ausschließlich mit und für Frauen arbeitet ein Bestattungsinstitut, das 1995 im westenglischen Watchet eröffnet wurde: „Martha's Funerals“. Das Unternehmen wendet sich an Feministinnen, aber auch an andere Geschlechtsgenossinnen, die nach dem Tod Distanz zu Männern wahren möchten: „Alleinstehende Damen der älteren Generation haben mir erklärt, daß sie nach ihrem Tod nicht von einem Mann gewaschen oder herumgeschoben werden möchten,“ ließ die Besitzerin gegenüber der Presse verlauten. Initialzündung war für sie die Beerdigung ihrer Mutter. Nach vielen Schwierigkeiten und dem Studium von Verordnungen und Gesetzestexten hatte sie es geschafft, die gesamte Bestattung selbst zu organisieren. Daraufhin erhielt sie viele Anfragen von Leuten, die wissen wollten, wie eine Do-it-yourself-Bestattung durchzuführen sei. Eine Maxime ihres Unternehmens ist übrigens Umweltfreundlichkeit: „Martha's Funerals“ offeriert nicht nur ökologische Pappsärge, sondern auch geflochtene Bahren, um sich unter die Erde bringen zu lassen.

Diese und andere Kreationen werden von der Presse immer wieder gern aufgegriffen - sei es eine in den USA durchgeführte Bestattung mit dem eigenen Auto, seien es die avantgardistischen Röhrensärge des Sargfabrikanten Rudolf Ittermann aus dem sauerländischen Winterberg. Große Presse-Resonanz fand natürlich die erste Bestattung im Weltall, die am 21. April 1997 per Rakete startete. Seitdem kreisen die Überbleibsel von 24 Eingäscherten in lippenstiftgroßen Urnen um die Erde - mehr als sieben Gramm Aschenreste pro Person waren nicht erlaubt. Zu den Weltraumbestatteten gehören Timothy Leary, LSD-Guru der sechziger Jahre, und Gene Roddenbury („Star Trek“). Unklar bleibt vorläufig, wie lange der Flugkörper in seiner Umlaufbahn noch um die Erde kreisen wird - die Schätzungen schwanken zwischen eineinhalb und zehn Jahren. Danach wird er beim Wiedereintritt in die Erdatmosphäre verglühen, sozusagen als zweite Feuerbestattung. Im übrigen ist die von einem US-Bestatter durchgeführte Aktion mit 4 800 US-Dollar (8 250 DM) nicht einmal besonders kostspielig. Deutsche werden allerdings bis auf weiteres keine Chance haben, sich im All bestatten zu lassen - der bereits erwähnte Friedhofszwang verbietet es, mit einer Rakete auf die letzte Reise zu gehen.

Ohnehin ist die publizistische Resonanz bei solchen Abenteuern größer als die praktische Breitenwirkung. Es müssen auch nicht immer die medienwirksamen Inszenierungen sein. Manchen reicht es schon, wenn sie der Einäscherung direkt am Verbrennungsapparat beiwohnen können. Vor allem ausländische Bürger äußern immer häufiger im Krematorium diesen Wunsch. Er zeugt ebenso

von einem mündigeren Umgang mit dem Tod wie andere kleine Gesten - und sei es nur das eigenhändig gebundene Blumengesteck. Einige wagen auch den Versuch, ein Zeichen gegen die Normierung der Grabsteine zu setzen und ziehen vor Gericht, um für ihren individuellen Grabschmuck zu kämpfen. Immerhin muß an jedem Ort mindestens ein Gräberfeld bereitgehalten werden, für das die sonst üblichen, strengen Gestaltungsvorschriften nicht gelten (was nicht bedeutet, daß sie dann gar keinen Reglementierungen mehr unterliegen ...) Ansonsten: Die Trauerhalle oder Friedhofskapelle kann im Prinzip von jedem gemietet und geschmückt werden. Ein wenig Mut und Initiative genügen, um die gesamte Trauerfeier in eigener Regie zu gestalten. Daß dabei die Musik selbst zusammengestellt wird, ist auch außerhalb der AIDS-Szene längst nichts Ungewöhnliches mehr. Titel wie „Yesterday“ oder neuerdings Andrea Bocellis „Time to say Goodbye“ haben vielerorts Händels klassisches „Largo“ als Hit der Trauermusik abgelöst. Selbst Friedhofs-Organisten haben mittlerweile Pop-Titel im Repertoire.

Eine besonders eindrucksvolle Trauerfeier wird in dem Dokumentar-Video „Je näher ich dran bin, desto weniger verstehe ich davon“ gezeigt, der 1995 von vier Hamburger Volkskundlerinnen und Volkskndlern fertiggestellt wurde. Die Verwandten, Freunde und Bekannten des jungen Verstorbenen haben sich in der Trauerhalle versammelt. Sie sitzen nicht in Reih und Glied, sondern in einem Kreis um den Sarg herum. Die Lieblingsmusik des Toten wird gespielt, und die Trauernden lassen ihren Tränen freien Lauf. Höhepunkt der Feier ist das gemeinsame Hinaustragen des Sarges durch die Trauergemeinde - was hier also nicht, wie sonst üblich, an die Friedhofsangestellten oder den Bestatter delegiert worden ist. Wie Frauke Paech und Anne-Katrin Becker, zwei der Filmemacherinnen, erzählen, wurde diese Feier von der Mutter des Verstorbenen selbst gestaltet. Sie war Ausdruck der engen emotionalen Bindung zu ihrem Sohn. Übrigens wirkte die besondere Intensität dieser Trauerfeier auf die filmische Dokumentation zurück. Sie wurde in lange, ruhige Sequenzen umgesetzt und blieb unkommentiert - die Zeremonie sprach für sich, die Bilder bedurften keiner weiteren Erläuterung. Auch wenn sich also die Muster geändert haben: Zeremonielle Elemente spielen beim letzten Abschied nach wie vor eine wichtige Rolle. Gefühle wie Schmerz und Trauer lassen sich vielleicht verbergen, aber nicht wegzaubern.

Bereits aus den frühen siebziger Jahre stammt jener Kinofilm von Hal Ashby, der den zwanglosen Umgang mit Tod und Trauer auf besonders poetische Weise darstellt und deshalb geradezu zum Kultfilm wurde: „Harold and Maude“. Im Mittelpunkt steht die skurrile Liebesbeziehung zwischen einem introvertiert-depressiven 18jährigen Jungen und einer rüstigen alten Dame. Beiden gemeinsam ist die Vorliebe für alles, was mit Beerdigungen zu tun hat - bevor Maud an ihrem 80. Geburtstag selbst in den Freitod geht. Tod und Trauer prägen den Film in unsentimental-poetischer Sinnlichkeit - von den gemeinsamen Fahrten im Leichenwagen bis zu den von Harold inszenierten Schein-Suiziden. Der Streifen zeigt, wie die stete Nähe des Todes die persönlichen Erfahrungen intensiviert und alle Konventionen sprengen hilft. „Harold and Maude“ offenbart jene gelöste, fast heitere Einstellung zu einem

existentiellen Problem, wie sie auch in der Schulbank-Graffiti eines zwölfjährigen Mädchens ausgedrückt wird, das einen Unfall glücklich überstanden hat: „Der Tod ist ein schnelles Fahrrad, doch bei mir hat es Plattfuß!“

Überhaupt scheint der Umgang mit dem Tod allmählich jene verbissen-scheinheilige Seriosität zu verlieren, die die traditionellen Pietätsvorstellungen mit sich brachten. Fotokünstler wie André Chabot und Isolde Ohlbaum haben den erotischen Reiz von Grabmalfiguren entdeckt, Satiriker das Unvermögen der Überlebenden im Umgang mit den Toten entlarvt. „Tod im Rheinland“ nennt sich ein derzeit beliebter kabarettistischer Streifzug durch die Geschichte des Totenkultes, der als „bunte Knochenlese“ an Originalschauplätzen in Kirchen und Krematorien aufgeführt wird. Heute haben also die einst bekannten und gefürchteten Benimmbücher, die den eigenen Gefühlen ein enges Korsett anlegten, glücklicherweise ihre Bedeutung verloren. Jedenfalls würde man folgender Einschätzung eines gewissen Ferdinand Jozewicz, der vor 100 Jahren in seinem „Buch der guten Lebensart“ den richtigen Benimm bei Bestattungen wies, heute wohl kaum noch zustimmen: „Daß die Damen möglichst durchaus in Schwarz zu erscheinen haben, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Es ist unbedingt untersagt, auf dem Hute Blumen von bunten, wohl gar grellen Farben, sowie dergleichen Bänder im Haar oder um den Hals, bunte Schleifen oder Tücher zu tragen. Das beleidigt das Auge und verletzt den trauernden Sinn.“

## **Anregungen stiften: Das Museum für Sepulkralkultur und die NEKROPOLE**

Das Alte wie das Neue, Traditionen und Innovationen werden vom Kasseler Museum für Sepulkralkultur gesammelt und dokumentiert. Es ist die einzige zentrale Einrichtung in Deutschland, die sich der Kultur des Todes widmet. Eröffnet Anfang 1992, zählte das Museum bereits im ersten Jahr seines Bestehens fast 30 000 Besucher. Es zeigt Fürstensarkophage ebenso wie bürgerliche Grabdenkmäler, Trauerkutschen und -schmuck, präsentiert aber auch avantgardistische Designer-Särge. Für Direktor Reiner Sörries ist das Museum zugleich Ausdruck und Katalysator des neuen Umgangs mit dem Tod: „Das Museum ist Bestandteil einer gesellschaftlichen Entwicklung, die zu einer veränderten Einstellung zu Sterben und Tod geführt hat. So ist das Museum also gar nicht so sehr Impuls, sondern eher Reaktion auf gesellschaftliche Tendenzen. Die Zeit war reif für solch ein Museum.“ Nicht zufällig wurde der Beschluß zur Gründung 1984 gefaßt, im selben Jahr, als in München unter dem Titel „Die letzte Reise“ erstmals in Deutschland eine große historische Ausstellung dem Thema Sterben und Tod gewidmet wurde. „Vorher wäre dies“, so stellt Reiner Sörries rückblickend fest, „weder politisch noch finanziell durchsetzbar gewesen.“

Museumsdirektor Sörries will mit seinen Ausstellungen keine normativen Maßstäbe setzen, sondern den Besuchern helfen, ihren eigenen Umgang mit dem Tod zu finden: „Auf kulturgeschichtlichem Weg, im reflektierten Blick zurück, ist es uns möglich, Interpretationsmuster anzubieten - gerade in einer sich immer mehr individualisierenden Welt.“ Ein Gästebuch dokumentiert die Reaktionen der Besucher und ist mittlerweile zu einer aufschlußreichen Quelle für die heutigen Einstellungen zum Tod geworden. Die Einträge reichen von völligem Unverständnis („Das ist krank, krank, krank“) bis hin zur Anerkennung für die geleistete Aufklärungsarbeit („Gut, daß nicht überall versucht wird, den Tod zu kaschieren“). Insbesondere Schüler zeigen sich häufig fasziniert von den Einblicken in eine Seite des Lebens, die zuvor von ihnen als „dunkel“ apostrophiert wurde.

Neuerdings wendet sich die Museumsarbeit neben der klassischen Sepulkralkultur immer stärker auch dem konkreten Sterbeprozess zu, wie Reiner Sörries berichtet: „Das Museum hatte seinen Schwerpunkt ursprünglich in Friedhof und Grabmal. Aufgrund entsprechender Bedürfnisse hat es mittlerweile den Aspekt des Sterbens zusätzlich aufgenommen. Dieser Aspekt ist derzeit gesellschaftlich sogar noch wichtiger als der klassische Bereich der Sepulkralkultur. Darauf reagieren wir mit Ausstellungen ebenso wie durch unser Begleitprogramm, also Vorträge und Seminare.“ Auch ein großer Teil der Museumsbesucher kommt aus dem Kreis jener, die beruflich mit Sterbenden zu tun haben. Museumsdirektor Sörries hofft, daß sich beide Bereiche, Sterben und Tod, miteinander verknüpfen lassen: „Die bewußte Gestaltung von Friedhof und Grabstätten kann nur gelingen, wenn es einen bewußten Umgang mit Sterben und Tod allgemein gibt. Ein gutes Beispiel, das aus dem Leben kommt und nicht aus der Theorie, ist die AIDS-Szene. Unsere Aufgabe ist es nun, solche Impulse zu verstärken.“

Dabei wird auch vor provokanten Präsentationen nicht zurückgeschreckt. Bei der 1997 gezeigten Ausstellung „ashes to ashes“ ging es um die Erkenntnis, daß die Aschenreste aus heutigen Krematorien angesichts der hohen Kontaminierung des menschlichen Körpers konsequenterweise als Sondermüll zu betrachten sind. In einem Projekt an der Technischen Hochschule Darmstadt, Fachbereich Architektur, wurde ein adäquates Modell für dessen „Entsorgung“ konzipiert. Anstelle des herkömmlichen Friedhofs wurde die Industriebrache einer ehemaligen Chemischen Fabrik zum neuen Bestattungsort erklärt ....

Fast konventionell wirkt dagegen ein anderes Projekt, das vom Künstler Harry Kramer initiiert und im Naturpark Habichtswald bei Kassel verwirklicht wurde: die „NEKROPOLE“. In einem weitläufigen Areal, das rund um den sogenannten Blauen See liegt, können sich Künstler den Standort für ihre Grabstätte selbst auswählen und das Grabdenkmal nach eigenem Gusto gestalten. Der Friedhofszwang ist hier aufgehoben, die Aschenbeisetzung aus hygienischen Gründen allerdings vorgeschrieben. Finanziert wird das Projekt durch eine von Harry Kramer begründete Stiftung, einen Förderverein sowie einen Zuschuß der Stadt Kassel. Die ersten beiden Grabstätten entstanden 1992 durch Rune Miels und Timm Ulrichs. In den folgenden Jahren entwarfen Fritz Schwegler einen Sarkophag, Werner Ruhnau ein kleines sepulkrales Amphitheater und Heinrich Brummack eine Vogeltränke. Die

Künstlergräber sind durch einen drei Kilometer langen Rundweg miteinander verbunden, der den Besuchern auch die zum Teil dramatische landschaftliche Szenerie dieses ehemaligen Steinbruchs erschließt.

## **Vielfalt der Bestattungskultur: Andere Traditionen, andere Länder**

Auf den regulären Friedhöfen sind es allerdings ganz andere Einflüsse, die eine Auflockerung der eher monotonen deutschen Grabsteinreihen bewirken. Seit einigen Jahren sorgen islamische Gräberfelder für Farbtupfer. Immer mehr Moslems wollen nach dem Tod nicht mehr in ihr Heimatland überführt werden. Vor allem bei Türken sind die sozialen Bindungen in Deutschland sehr stark geworden. Von Aachen bis Wuppertal - in über 40 Städten gibt es mittlerweile islamische Gräberfelder, deren Einrichtung in den religiösen Vorschriften begründet liegt. Wie der Religionswissenschaftler Thomas Lemmen schreibt, dürfen Moslems nur zusammen mit Glaubensbrüdern beigesetzt werden. Die Toten müssen mit unbegrenzter Ruhefrist gen Mekka liegen.

Zu den islamischen Bestattungszeremonien gehört auch, daß der Tote durch Familienangehörige rituell gewaschen, in Leinentücher eingewickelt und zum Totengebet aufgebahrt wird. Die rituelle Waschung kann im Krankenhaus, in den Räumen des Bestattungsunternehmens oder auf dem Friedhof vorgenommen werden. Inzwischen werden die entsprechenden Räumlichkeiten auch in Deutschland meist zur Verfügung gestellt. Schwieriger wird es bei dem hierzulande vorgeschriebenen Sarg - nach islamischen Ritual werden nämlich die Toten in Leinentüchern beigesetzt, um die Auferstehung zu ermöglichen. Hier ist manchmal gegenseitige Flexibilität erforderlich: Auf dem Hamburger Hauptfriedhof Öjendorf beispielsweise können die Angehörigen den Sargdeckel im Grab etwas lockern ...

Viel länger als islamische sind jüdische Traditionen in Deutschland beheimatet. Zwar hat sich die jüdische Grabmalkultur seit dem 19. Jahrhundert der christlich-bürgerlichen weitgehend angepaßt. Aber die Einflüsse wirkten auch umgekehrt: Hans Grässel, einer der Pioniere der Friedhofsreform, konnte sich auf die alten jüdischen Friedhöfe mit ihren schlichten Stelen beziehen, als er Anfang des 20. Jahrhunderts die einheitliche Gestaltung von Grabmälern forderte. Darüber hinaus war es die von der jüdischen Tradition verlangte, unangetastete Ruhe, die die alten Friedhöfe zu einer sich selbst überlassenen, reizvollen Symbiose von Natur und Kultur werden ließ. In Deutschland ist es vor allem der aus dem 11. Jahrhundert stammende Friedhof Heiliger Sand in Worms, der als ältester erhaltener jüdischer Begräbnisplatz Europas diese Tradition dokumentiert. Gelegentlich künden kleine, von Besuchern auf den Grabmälern hinterlegte Kieselsteine vom Respekt gegenüber den Verstorbenen. Umgekehrt sind gerade jüdische Grabsteine Opfer von Pogromen gewesen. Auch der Heilige Sand in Worms ist mehrfach in seiner Geschichte geschändet und geplündert worden. Bis heute ist das Be-

schmierern und Zerstören jüdischer Grabmäler ein Zeichen von gesellschaftlicher Aggression und Intoleranz in Deutschland geblieben.

Wer sich für die vielfältigen Möglichkeiten heutiger Bestattungskultur interessiert, für den lohnt ein Blick in die Nachbarländer. In den Niederlanden beispielsweise offerieren die Krematorien - ob privat oder kommunal betrieben - ein wesentlich breiteres Dienstleistungsangebot als hierzulande: Wer will, kann die Trauerfeier von Bongo-Trommeln oder Multimedia-Technik, lauter Rock- oder leiser Harfenmusik begleiten lassen. Zur Beisetzung stehen sowohl Kolumbarien als auch ansprechend gestaltete Aschenstreuwiesen bereit - oder man nimmt die Asche mit nach Hause. Auch die niederländische Grabmalkultur ist vielfältiger als die deutsche, weil die Phantasie nicht von rigiden Reglements erstickt wird. Bekannt wurde der Gemeinschaftsbegräbnisplatz für die Fans des Fußballvereines Ajax Amsterdam. Rasensoden des alten Ajax-Stadions wurden ausgestochen und auf dem Amsterdamer Friedhof Westgaarde zu einer Aschenstreuwiese neu zusammengelegt - die an der Bande befestigten Namenstafeln haben konsequenterweise die Form eines Fußballs.

Diese und andere Zeichen einer für deutsche Verhältnisse ungewöhnlichen Offenheit finden seit langem ihren publizistischen Niederschlag. Bereits 1989 erschien ein Buch, das praktische Tipps für selbstgestaltete Bestattungen gibt und an alle gerichtet ist, die unkonventionell leben und unkonventionell sterben möchten: Wohngemeinschaften, Alleinerziehende, Lesben, Schwule und andere. Ebenfalls Ende der achtziger Jahre veröffentlichte Dolf Verroen sein einfühlsames Jugendbuch über die Begegnungen eines Jungen mit dem Tod. Ausgangspunkt ist der tödliche Unfall von dessen Eltern. Unter dem Titel „Es ist an der Zeit“ erschien das Buch 1997 auch in deutscher Übersetzung: „Das einzige, was ihm von seiner Mutter geblieben war, war diese Tasse mit Untertasse. Eine von sechs aus dem Teegeschirr, in das seine Mutter so vernarrt gewesen war. Und wenn er die Tasse betrachtete oder in den Händen hielt, war es, als ginge von ihr eine Wärme aus, als wäre er wieder ein klein wenig bei seiner Mutter.“

Wie dieses Buch, so kündigt auch die seit einigen Jahren erscheinende Zeitschrift „Doodgewoon“ („Sterbensgewöhnlich“) von einem eher unverkrampften Umgang mit Sterben und Tod. Als Forum moderner Abschiedskultur gedacht, wendet sich das quartalsweise erscheinende und ansprechend illustrierte Blatt an eine breite Öffentlichkeit - mit Erfolg, wie es scheint, denn schon kurz nach Erscheinen verzeichnete das Blatt mehrere tausend Abonnenten. Vielleicht liegt es auch an den praktischen Tipps, wie der Anleitung zum Selbstbau eines Sarges, daß „Doodgewoon“ auf so viel Interesse stößt. Überhaupt scheint der eigene Sarg immer mehr in den Mittelpunkt des Interesses zu rücken: 1996 schrieb die Niederländische Beerdigungs- und Versicherungsgesellschaft einen Wettbewerb zur Sarggestaltung aus. Immerhin 87 Künstler beteiligten sich daran und setzten so ein Zeichen gegen einfallsslose Standardsärge. Bereits gelungen ist dies sicherlich einer Erfindung aus dem englischen Bristol: Dort wurde ein sogenannter Dual-Use-Sarg konstruiert, ein doppelt verwendbarer Sarg: Zu



Lebzeiten dient er als Bücherschrank oder Weinregal, bevor er die sterblichen Überreste seines Besitzers aufnimmt. Übrigens ist auch in Großbritannien das private Verstreuen der Asche möglich - wo immer man möchte. Von einer solchen Reise mit der Aschenurne handelt der Roman „Letzte Runde“ des britischen Schriftstellers Graham Swift. Ziel ist die südenglische Küste, wo - so der Wunsch des Verstorbenen - die Asche von seinen vier Freunden ins Meer gestreut werden soll. Aus der Sicht eines der Protagonisten stellt sich das Finale an der Mole wie folgt dar: „ ... und sie alle stellen sich auf der Leeseite an die Brüstung und strecken ihre fest geschlossene Hand aus, als hielte jeder einen kleinen Vogel drin, den er freilassen will, und wir müssen es alle zusammen tun, deshalb warten sie auf mich. ... Die Asche ist weich und gleichzeitig körnig und fast weiß, wie weißer, weicher Sand von einem Strand. Dann zieh ich die Hand ganz schnell raus und werfe. Sie müssen alle zur gleichen Zeit geworfen haben, aber ich sehe nicht zu ihnen hin, ich sehe dem nach, was ich geworfen habe. Ich sage: ‘Leb wohl, Jack.’ Ich sage es zum Wind. Und sie sagen: ‘Leb wohl, Jack’.“

Ebenfalls in Großbritannien wurde 1991 das Natural Death Centre gegründet, dem unter anderem Sozialarbeiter, Mediziner, Historiker und Psychotherapeuten angehören. Die gemeinnützige Vereinigung will häusliches Sterben ebenso unterstützen wie selbstorganisierte Bestattungen. Unter anderem hat das Natural Death Centre ein Netzwerk für ehrenamtliche Sterbebegleitung eingerichtet. Zugleich organisiert es Gesprächsgruppen, Seminare und Workshops zum Thema Sterbebegleitung. Darüber hinaus gibt das Natural Death Centre, das inzwischen wöchentlich mehrere hundert Anfragen zu seiner Arbeit erhält, Handbücher und Ratgeber heraus. Das 1995 erschienene Werk „Before & After“ enthält unter anderem praktische Hinweise für kostengünstige, selbstorganisierte Bestattungen. Der Öffentlichkeitsarbeit dient der jährliche English Day of Dead, der jeweils am zweiten Sonntag in April veranstaltet wird. Zu den Schwerpunktthemen gehörten in den vergangenen Jahren unter anderem „Kunst und Musik“ sowie „Bestattungsrituale“. 1997 wurden die sogenannten Nature Reserve Burial Grounds (Naturfriedhöfe) vorgestellt, deren Einrichtung vom Natural Death Centre gefördert wird. Auf diesen „grünen“ Begräbnisplätzen, die nicht mit den in Deutschland bekannten Waldfriedhöfen zu verwechseln sind, kommt ein Baum statt eines Grabsteins auf jede Ruhestätte. Im März 1997 gab es bereits 55 bestehende oder in konkreter Planung befindliche Nature Reserve Burial Grounds - kein Bestattungsmonopol behindert hier, wie in Deutschland, solche Aktivitäten.

Besonders markant ist der Aufbruch zu neuen Ufern in Japan. Stärker als anderswo sind hier Bestattung und Trauer mit alten Traditionen verflochten, die auf den engen familiären Bindungen basieren. Der daraus resultierende zeremonielle Aufwand führte nicht zuletzt zu hohen Beisetzungskosten - kaum verwunderlich, daß gerade Bestattungsunternehmen an der Pflege solcher Traditionen interessiert sind. Aber seit den achtziger Jahren gibt es, wie die Japanologin Elfriede Heider schreibt, einen neuen gesellschaftlichen Trend, der die familiären Bindungen und traditionellen Vorschriften zunehmend als Fesseln betrachtet. 1993 hat sich eine Vereinigung gebildet, die das Ziel selbstbestimmter, das heißt von der Überlieferung unabhängiger Bestattungen verfolgt. Statt des traditionellen Familien-

grabs werden frei wählbare Einzelgräber in kollektiven Grabanlagen angeboten. Auch hier spielen finanzielle Fragen eine wichtige Rolle. In Japan sind nämlich nicht nur die traditionellen Zeremonien kostenträchtig, sondern - wegen des knappen Platzes in den Städten - auch die Grabstellen.

## **World Wide Cemetery, Garden of Remembrance und andere virtuelle Friedhöfe**

Unabhängig von allen staatlichen Grenzen ist in den letzten Jahren eine völlig neue Variante von Trauer und Gedächtnis entstanden: die virtuellen Friedhöfe des Internet. Sie heißen World Wide Cemetery, Garden of Remembrance, Cyber Cemetery oder Virtual Memorial Garden. Maus und Modem haben hier den Steinmetz ersetzt. Diese Internet-Friedhöfe sind grafisch oft ansprechend gestaltet und laden zu virtuellen Spaziergängen ein, auf denen man Texte, Fotos, manchmal sogar bewegte Bilder und Klangdokumente findet. Selbst eingescannte Haarbüschel sind zu besichtigen. Manche der virtuellen Grabmäler umfassen seitenlange Lebensgeschichten. Auf den einzelnen Stationen können elektronische Botschaften hinterlassen werden - eine virtuelle Variante jener Kieselsteine, mit denen die Besucher jüdischer Friedhöfe den Toten ihre Reverenz erweisen.

Der bekannteste unter den Internet-Friedhöfen ist der World Wide Cemetery. Seine Grundidee ist universalistisch: die persönliche Erinnerung an Verstorbene mit Menschen in aller Welt zu teilen - gleich welcher kulturellen, religiösen oder weltanschaulichen Tradition. Im World Wide Cemetery gibt es nicht nur Einzelgräber, sondern auch kollektive Erinnerungsstätten: für AIDS- und Krebstote, für Gefallene des Zweiten Weltkriegs und des Vietnam-Kriegs. Eine Grabstätte hat die Freunde des World Wide Cemetery besonders traurig gestimmt: die seines Begründers Michael Kibbee aus dem kanadischen Toronto, der im März 1997 im Alter von 33 Jahren an der Hodgkin-Krankheit verstarb.

Das anspruchsvollste Design bietet der Garden of Remembrance, der 1995 den ersten Preis in einem vom Natural Death Centre ausgeschriebenem Sepulkralwettbewerb gewann. Hier können Fotos und Original-Kunstwerke ebenso eingeblendet werden wie Ton- und Videodokumente. Die einzelnen Grabstätten haben regelrechte Ruhefristen - wer vergißt, seine Verlängerung rechtzeitig zu bezahlen, wird unnachgiebig aus der „virtuellen Ewigkeit“ wieder verbannt. Allerdings ist diese De-Luxe-Variante des Internet-Friedhofs nicht ganz preiswert - je nach gestalterischem Aufwand und gewählter Ruhefrist muß man mehrere 100 DM investieren.

Wesentlich schlichter ist der Cyber Cemetery, dessen Grabstätten lediglich die Lebensdaten, ein oder zwei Textzeilen und manchmal ein Foto enthalten. Die Grabsprüche sind einfach, knapp und klar („Love to hunt & fish“, Jess L. McInay 1913-1995). Die virtuellen Zeilen für den 1995 verstorbenen Rockmusiker Jerry Garcia spielen auf den Namen jener Band an, mit der er berühmt wurde - The Grateful Dead (Die dankbaren Toten): „The trip was long and hard, but I would have it no other way.“

Im übrigen bietet das Internet nicht nur neue virtuelle Grabmäler, sondern auch die Möglichkeit zum Spaziergang über bekannte historische Friedhöfe. Für einen Besuch der alten Begräbnisplätze am Halleschen Tor muß man nicht mehr nach Berlin reisen, zum berühmten Père Lachaise nicht mehr nach Paris. Ein Klick genügt, und man erhält Pläne, Fotos, kann zu den Grabstätten berühmter Persönlichkeiten wandern und sich über den historischen Kontext informieren lassen.

## **Historische Utopien, politische Proteste**

Seit Jahrhunderten hat es immer wieder historische Entwürfe eines anderen Umgangs mit dem Tod gegeben. Vom anonymen Friedhof in Dessau als egalitärer Utopie des ausgehenden 18. Jahrhunderts war im vorangegangenen Kapitel bereits die Rede. Auch sonst brachte die Zeit um die Französische Revolution eine Reihe von Projekten hervor, die weit über die damalige Epoche hinauswiesen. Im Jahr 1778 beispielsweise rief der Jenaer Philosophieprofessor Justus Christian Hennings nach Begräbnisplätze im Freien, die weit von den Wohnorten entfernt liegen und „mit wohlriechenden Kräutern und Gebüsch eingeschlossen“ sein sollten. In einer Zeit, in der viele städtische Friedhöfe noch wüsten Äckern glichen, wurden Forderungen der Hygiene verbunden mit der Sehnsucht nach jenen elysäischen Gefilden, die in der Frühzeit der bürgerlichen Gesellschaft die Träume von Freiheit und Gleichheit verkörperten. Vorstellungen wie die des Kieler Ästhetikprofessor Christian Cay Lorenz Hirschfeld, der in seiner „Theorie der Gartenkunst“ (1779-85) den Friedhof als Landschaftspark skizzierte, sollten jedoch vorläufig noch idealistisches Wunschdenken bleiben.

Eine regelrechte Welle von utopischen Projekten brachten dann die Revolutionsjahre in Frankreich. Den Ritualen des Ancien Régime, den alten gesellschaftlichen Privilegien und Hierarchien, sollte auch bei Bestattung und Trauer etwas radikal Neues entgegengesetzt werden. Im revolutionären Entwurf wurden die neuen Friedhöfe als egalitäre Orte verstanden, die den Lebenden zugleich praktisch-moralischen Anschauungsunterricht bieten sollten. Statt persönlicher Grabinschriften, die nach Ansicht der Revolutionäre nur Eitelkeit und Mißgunst förderten, sollten auf den Gedenksteinen allgemeine gesellschaftliche Tugenden verzeichnet werden. Pädagogischen Zwecken wurden auch die neuen Formen der Trauer unterworfen. Mit hymnischer Musik und allgemeinen Verbrüderungsbeschwörungen sollten sie den Menschen jene Furcht vor dem Tod nehmen, deren Verbreitung man der alten Macht vorwarf.

Auch in den Revolutionsutopien wurde die Natur als Vehikel verstanden, die Menschen mit dem Tod zu versöhnen (außerdem meinte man, durch geschickte Baumanpflanzungen die damals gefürchteten Verwesungsdünste von der Bevölkerung fernhalten zu können). Durch Zypressen, Weiden, Oliven- und Lorbeerbäumen wollte man aus den Friedhöfen regelrechte Gärten machen und damit einen Kontrast schaffen zu jenen überfüllten innerstädtischen Kirchhöfen, die im Paris des Ancien

Règime für soviel Kritik gesorgt hatten. Nicht alles blieb reine Utopie: Der 1804 außerhalb von Paris angelegte Friedhof Père Lachaise beendete nicht nur die Tradition innerstädtischer Kirchhöfe, sondern entwickelte sich auch zu einer prachtvollen Naturlandschaft. Dank seiner abwechslungsreichen Vegetation wurde er zu einer touristischen Attraktion und fand Aufnahme in Reiseführer. Überhaupt wurde der landschaftlich gestaltete Parkfriedhof im weiteren Verlauf des 19. Jahrhundert zum Paradigma sepulkraler Ästhetik - die „rural cemeteries“ in Großbritannien und den USA sind berühmte Beispiele. In Deutschland dauerte es allerdings noch bis 1877, als mit Hamburg-Ohlsdorf erstmals - wie im vorangehenden Kapitel schon angedeutet - ein systematisch im landschaftlichen Stil entworfener Großstadt-Friedhof eröffnet wurde. Mit seinen idyllischen Teichanlagen und Wasserläufen, seinen verschlungenen Wegen, künstlichen Hügeln und der betont abwechslungsreichen Bepflanzung präsentierte sich Ohlsdorf als regelrechtes Gesamtkunstwerk: „Nie wird man müde, den Sinn zu bewundern, der hier schaffend gewaltet. Der die Brücken schlug von Natur zu Kunst, von Kunst zu Natur. Zu höherer Einheit ist beides hier verbunden. Man wandelt wie in einer anderen Welt, wo die Gegensätze sich aufheben“, lautete das fast überschwengliche Lob einer Illustrierten um die Jahrhundertwende. Ohlsdorf wurde zu einem stimmungsvollen Ort des Spazierganges, dessen weltflüchtige Ästhetik einen Gegenentwurf zu Industrialisierung und Urbanisierung bildete und seinen eigentlichen Zweck fast vergessen ließ.

Nicht nur in der Friedhofsgestaltung scheint durch, daß der Tod auch seine gesellschaftspolitische Dimension hat. Trauerfeiern wurden immer wieder zur Artikulation oppositioneller Ziele genutzt, sepukrale in politische Symbole verwandelt. Zu einem berühmten Beispiel wurde die Bestattung der vier „Haymarket“-Anarchisten von Chicago. Im Verlauf eines US-weiten Generalstreiks hatten Unbekannte am 4. Mai 1886 während einer Kundgebung auf dem Chicagoer Haymarket Square eine Bombe geworfen und damit sieben Polizisten getötet. Das folgende Gerichtsverfahren gegen vier Anarchisten wurde weithin als parteiisch empfunden, die verhängte Todesstrafe als „Justizmord“. Nach der Hinrichtung bildeten weit über 100 000 Menschen den seinerzeit größten Trauerzug der internationalen Arbeiterbewegung. Um das Verbot roter Abzeichen und revolutionärer Lieder scherte sich dabei kaum jemand: Die roten Fahnen, Bänder und Blumen waren nicht zu übersehen, Zehntausende sangen in aller Öffentlichkeit die „Marseillaise“.

In Deutschland nutzten die Sozialdemokraten zur gleichen Zeit Bestattung und Trauer, um Bismarcks Sozialistengesetz zu unterlaufen, das ihre Arbeit zwischen 1878 und 1890 massiv einschränkte. Die 30 000 Teilnehmer an der Beisetzung des sozialdemokratischen Reichstagskandidaten August Geib am 3. August 1879 in Hamburg dokumentierten ihre politische Überzeugung, indem sie das traditionelle Schwarz durch rote Bänder, Schleifen und Blumen ersetzen. Gerade die Geschichte der Arbeiterbewegung zeigt also, wie eng Trauer und Solidarität zusammenhängen können. Oft waren die Trauerzüge ein Akt, an dem die gesamte Familie beteiligt war. Die Obrigkeit sah natürlich nicht tatenlos zu. Im Mai 1914 wurde in Bremerhaven von der dortigen Polizei ein gewerkschaftliches Leichen-

begängnis für genehmigungspflichtig erklärt, weil es - wie es in der Presse damals hieß - „mit einem Umzug durch die Straßen der Stadt unter Musikbegleitung“ verbunden war. Wohlweislich hatte der preußische Staat für solche Fälle nämlich vorgesorgt. Schlägt man im „Handwörterbuch der preußischen Verwaltung“ von 1907 nach, so heißt es vielsagend: „Das Halten von Laienreden am Grabe ist vielfach im Interesse der öffentlichen Ordnung durch polizeiliche Vorschriften oder durch Friedhofsordnungen untersagt. Reden im obigen Sinne sind auch kurze Ansprachen, z. B. ‘Im Namen der Sozialdemokratie widmen wir diesen Kranz’ ... Ungewöhnlich Leichenbegängnisse, bei denen öffentliche politische oder dissidentische Kundgebungen stattfinden oder Laienreden gehalten werden sollen, ... unterliegen der ortspolizeilichen Genehmigung.“ Davon unberührt blieb die Bestattung von August Bebel, des langjährigen Führers der deutschen Sozialdemokratie - das Bebelsche Familiengrab lag in Zürich, wo im August 1913 auch die Trauerfeier stattfand. Sie wurde zur eindrucksvollen politischen Manifestation einer politisch und gesellschaftlich immer noch diskriminierten Partei. Aufbahrung und Trauerzug gestalteten sich zu einer „Symphonie in rot“, wie es in der Parteipresse hieß.

### **Das andere Sterben: Hospizbewegung und Sterbebegleitung**

Weniger spektakulär sind die Veränderungen im Umgang mit Sterbenden. Ihre gesellschaftliche Bedeutung ist darum nicht geringer - manchmal wandeln sich die Verhältnisse langsam und leise. Dieser Wandel ist hier mit dem Stichwort „Hospiz“ verbunden - jener Bewegung, die sich seit Ende der sechziger Jahre von Großbritannien aus weltweit verbreitet hat. Das erste Hospiz, St. Christopher's, wurde 1967 in London von Cicely Saunders gegründet, einer inzwischen geadelten britischen Krankenschwester, Sozialarbeiterin und Ärztin. Seitdem ist die Zahl der Hospiz-Initiativen stetig gewachsen. Mit ihrem Namen an die mittelalterlichen Herbergen für Pilger anknüpfend, setzt die nicht zuletzt auf ehrenamtlicher Mitarbeit basierende Hospizbewegung ein Zeichen der Humanität angesichts der mitleidlos-perfektionierten Routine im Umgang mit Sterbenden. Gegen alle medizintechnische Eigen-dynamik, gegen die Abschiebung der „Austherapierten“ und den allzu pragmatischen Ruf nach Euthanasie rückt sie den sterbenden Menschen in den Mittelpunkt, um einen würdigen Tod zu ermöglichen, fordert Sterbebegleitung statt Ausgrenzung.

Die Grundgedanken lassen sich in folgenden Eckpunkten umreißen: prinzipielles Akzeptieren der Sterbesituation, offene und ehrliche Informationen für den Sterbenden, lindernde Pflege statt Lebensverlängerung um jeden Preis, Einbinden des persönlichen Lebensumfeldes in die Sterbesituation. Die Hospizarbeit beurteilt den Patienten nicht nach den Teilfunktionen seines Körpers, sondern nimmt ihn als einen Menschen in seiner letzten Lebensphase auch dann ernst, wenn die ärztliche Heilkunst ausgedient hat. Es sind gerade die unheilbar Kranken, die „Austherapierten“, denen sich die Hospizarbeit widmet. Eine zentrale Rolle spielt dabei die Verbindung von Fachwissen und ehrenamtlichem

Engagement - Mediziner, Krankenpfleger, Sozialarbeiter, Psychologen und Seelsorger arbeiten mit freiwilligen Kräften zusammen, die speziell für diese Aufgabe trainiert werden. Hinzu kommt die gezielte medikamentöse Linderung jener Schmerzen, die den Sterbeprozess für unheilbar Kranke im Endstadium häufig so unerträglich machen. Das Verlangen nach aktiver Sterbehilfe, also Euthanasie, wird entschieden abgelehnt - die passive Sterbehilfe, also die Unterlassung von lebensverlängernden Maßnahmen, unter bestimmten Umständen jedoch befürwortet.

Hospiz meint also weniger einen bestimmten Ort des Sterbens - der rasch zum Ghetto werden könnte - als vielmehr ein ganzheitliches Konzept der Sterbebegleitung. Es soll jenes humane Sterben ermöglichen, das in der Institution Klinik heutzutage meist nicht möglich ist. Die stationäre oder teilstationäre Betreuung - eventuell im Tageshospiz - soll die Ausnahme bleiben. Sie wird als Übergangslösung verstanden, um die sonst unumgängliche Einweisung in die Klinik zu vermeiden. Ohnehin sind die stationären Hospiz meist zu klein für eine flächendeckende Versorgung. Einrichtungen wie das 1991 gegründete Münchener Johannes-Hospiz mit seinen 25 Betten sind eher die Ausnahme. Häufiger dagegen kommt es zum Wechselspiel zwischen stationärer und ambulanter Betreuung. Besser jedoch sind die Voraussetzungen für die Hospizarbeit zu Hause, wo die Angehörigen umfassender in die Betreuung einbezogen werden können. Im übrigen gehört auch die Unterstützung der Hinterbliebenen in der Sterbe- und Trauerphase zum Selbstverständnis der Hospizler.

In Deutschland waren die Anfänge der Hospizbewegung zäher als in anderen westlichen Ländern. Noch Ende der siebziger Jahre hatte die Bundesregierung nach einer Expertenanhörung die Förderung von „Sterbekliniken“ abgelehnt, wie die Hospize damals mißverständlich genannt wurden. Auch die Kirchen verhielten sich zunächst reserviert. Dennoch entstanden im Laufe der achtziger Jahre die ersten Hospize in Deutschland - ein Schwerpunkt lag in Nordrhein-Westfalen. 1989 nahm die Deutsche Hospizhilfe e.V. in Buchholz/Nordheide ihre Arbeit auf, die der Koordination der wachsenden Zahl von Hospizinitiativen dient. Inzwischen gibt es in Deutschland über 30 Hospize und darüber hinaus Hunderte von Hospizteams und lokalen Gründungsinitiativen. Obwohl die gesellschaftliche Anerkennung breiter geworden ist und die Hospizler auch auf die beiden großen Kirchen zählen können, sind viele Einrichtungen aufgrund der aktuellen Sparmaßnahmen im Gesundheitswesen wieder gefährdet. Ohnehin rangiert Deutschland nach wie vor am unteren Ende der Hospizversorgung - in Großbritannien und Irland beispielsweise gibt es jeweils über 200 stationäre Hospize und ebenso viele Tageshospize.

Bereits 1985 war im nordhessischen Hannoversch Münden der dem Hospizgedanken verpflichtete Verein „OMEGA - Mit dem Sterben leben e.V.“ gegründet worden. OMEGA sieht sich als Netzwerkorganisation und zählt inzwischen einen Kreis von mehreren tausend Mitgliedern und Freunden. Er hilft bei der Gründung ambulanter Hospizteams, organisiert Besuchsdienste, Sitzwachen und Aussprachegruppen. Außerdem versteht sich der Verein als „Begleitung der Sterbebegleiter“. Wie die Vorsitzende, die Ärztin Petra-R. Muschaweck, auf den Kasseler Hospiztagen 1994 sagte, will OMEGA

dem heute üblichen „verwalteten Sterben“ etwas entgegensetzen: „Es scheint aufgrund unserer gesellschaftlichen Entwicklung kein Zufall, wenn in den letzten Jahrzehnten das Sterben in der Diskussion so gut wie ausschließlich in den Verantwortungsbereich der Medizin gedrängt wurde und umgekehrt der Ruf nach Sterbehilfe im Sinne einer ‘Tötung auf Verlangen’ (§ 216 StGB) immer größer wurde. Sterben wurde unausweichlich zu einer Krankheit“.

Dem kann am besten durch praktische Arbeit entgegengewirkt werden. Die 35jährige Erika Paschen ist hauptberuflich in der ambulanten Hospizpflege in Hamburg tätig. Das neunköpfige, unter dem Dach der Hamburger Gesundheitshilfe e.V. angesiedelte Team wurde Anfang der neunziger Jahre gegründet. Wenn durch den behandelnden Arzt eine Hospizbetreuung veranlaßt worden ist, gehen die Mitarbeiter, wie Erika Paschen erzählt, regelmäßig in die Wohnung des „austherapierten“ Patienten. Oft müssen sie mehrfach täglich zur Betreuung erscheinen, in einigen Fällen sogar rund um die Uhr vor Ort sein - vor allem, wenn Unterstützung durch Angehörige, Nachbarn oder Freunde nicht möglich ist. Die Arbeit des Pflorgeteams erfordert hohe Flexibilität und ein enormes persönliches Engagement. „Es geht bei uns schnell von 0 auf 100 oder umgekehrt“, berichtet Erika Paschen. „Wenn das Ende naht, kommt es vor, daß jemand drei Tage hintereinander in der Wohnung sein muß. Manchmal lösen uns die Verwandten für kurze Zeit ab.“ Diese Belastung wird von dem Hospizpflegeteam, das gelegentlich durch ehrenamtliche Kräfte unterstützt wird, nur dank der hohen persönlichen Motivation durchgestanden. Zusätzlich erhält die gesamte Gruppe regelmäßig psychologische Supervision.

Auch wenn die Leistungen der ambulanten Hospizpflege inzwischen allgemein respektiert werden, so sind bei den Krankenkassen manchmal zähe Verhandlungen über die Bewilligung der Pflegekosten nötig. Mit Einführung der Pflegeversicherung hat sich die Situation noch verschlechtert, da die abzurechnenden Leistungskomplexe nur selten der Praxis ambulanter Sterbebegleitung entsprechen, wie Erika Paschen erläutert: „Dieses vor Ort sein, die Hand zu halten, die Lippen zu befeuchten, das kommt im Leistungskatalog einfach nicht vor. Stattdessen gibt es den Komplex ‘warme Mahlzeit zubereiten’ gleich soundsoviel Punkte gleich soundsoviel Geld. Die psychosoziale Betreuung aber taucht überhaupt nicht auf.“ So müssen die Patienten oder ihre Angehörigen nicht selten etwas aus der privaten Schatulle dazuzahlen. Nicht immer allerdings ist die ambulante Betreuung sinnvoll, wie Erika Paschen feststellt: „Es gibt auch Menschen, die nicht zuhause sterben können oder wollen. Manchmal sagen auch Angehörige: ‘Ich besuche dich den ganzen Tag, aber zuhause - das schaffe ich nicht.’ Es gibt nämlich Sterbevorgänge, die grausam sind. So ist es durchaus sinnvoll, daß stationäre Hospize eingerichtet werden.“

Das Engagement von Erika Paschen und dem Hospizpflegeteam endet nicht mit dem Tag des Todes: „Wenn ein Patient gestorben ist, bleiben wir immer da, bis die Leute abgeholt werden. Wir machen sie zurecht, waschen sie, richten das Zimmer ein letztes Mal her und zünden eine Kerze an. Wenn dann nächsten Tag noch jemand zum Abschiednehmen kommen möchte, gehen wir auch noch

einmal hin. Wir nehmen auch fast immer an den Beerdigungen teil - aber das entscheidet jede Kollegin persönlich. Ich selber gehe gern zu den Beerdigungen, weil es für mich ein nochmaliger ein Abschied ist. Manchmal hat man ja über Monate hinweg mit dem Menschen zu tun gehabt. Wenn er stirbt, entsteht dann ein großes Loch.“

Mit dem Hospizgedanken eng verbunden ist der Ansatz der Palliativmedizin, also der schmerzlindernden Therapie. Trotz häufiger ideeller und organisatorischer Verzahnung unterscheiden sich beide in einem Punkt grundsätzlich: Während die Hospizler außerhalb des Krankenhauses arbeiten, sind Palliativstationen eine krankenhausinterne Einrichtung. Ihr konkretes Ziel ist es, die Schmerzen „aus-therapierter“ Patienten medikamentös so unter Kontrolle zu bringen, daß den Sterbenden der Aufenthalt zuhause, in Pflegeeinrichtungen oder einem Hospiz ermöglicht wird. Zugleich bemüht man sich mithilfe der Angehörigen und Freunde um eine gezielte persönliche Betreuung der Patienten. Auch hier soll der Mensch im Mittelpunkt stehen, nicht die Krankheit. So liegt bei diesen kleinen, nur wenige Betten umfassenden Stationen das zahlenmäßige Verhältnis zwischen Patienten und Personal häufig bei 1:1.

Die Ergebnisse einer 1997 vorgestellten Studie haben gezeigt, daß die Bereitschaft sinkt, einer aktiven Sterbehilfe zuzustimmen, wenn die Betroffenen über die Möglichkeiten von Sterbebegleitung und Palliativmedizin aufgeklärt worden sind. Angesichts der gewachsenen Kritik am Umgang mit Sterbenden ist es erstaunlich, daß in Deutschland erst in den neunziger Jahren Modellversuche mit Palliativstationen öffentlich gefördert wurden. Im Jahr 1996 gab es hierzulande nicht einmal 30 Palliativstationen. Ohnehin ist Deutschland in Sachen kontrollierter Schmerztherapie bis heute im Entwicklungsstadium geblieben. Das strenge deutsche Betäubungsmittelgesetz errichtet - obwohl mittlerweile vereinfacht - noch immer hohe Hürden für den einzelnen Arzt, der beispielsweise schmerzlinderndes Morphinum verschreiben will. Die benötigten Formulare müssen von einer Zentralstelle angefordert werden. Der auf Gerontologie spezialisierte Klinikarzt Uwe Jander-Kleinau berichtet: „Ich bin erstaunt, wie wenig Kollegen bei mehrfach erkrankten Patienten bei der Visite nach den Schmerzen fragen. Selbst im Krankenhaus wird erst dann an Schmerzlinderung gedacht, wenn die Patienten einen unüberhörbaren Wunsch danach äußern. Bei den Hausärzten ist es selbst bei starken Tumorschmerzen noch viel seltener, daß man Morphine aufschreibt.“ Daß dies nicht zuletzt mit drohenden Suchtgefahren begründet wird, erscheint bei schmerzgeplagten Tumorpatienten mit nur geringer Lebenserwartung als reichlich überzogen.

Glücklicherweise gibt es immer mehr Initiativen, die einen bewußteren Umgang mit Sterbenden unterstützen. Nachahmenswert ist das Beispiel des anthroposophischen Gemeinschaftskrankenhaus im westfälischen Herdecke. Wenn ein Patient im Sterben liegt, kommt er für seine letzten Tage oder Stunden in ein entsprechend gestaltetes Zimmer, in dem die Angehörigen und Freunde so lange blei-



ben können, wie sie es wünschen. Auch das Personal wendet sich nicht - wie so oft in konventionellen Krankenhäusern - vom Sterbenden ab: Nach dem Tod wird in einer gemeinsamen Abschiedszeremonie noch einmal des Verstorbenen gedacht. Von einem ähnlichen Beispiel berichtet Marie-Frédérique Bacqué in ihrem Buch über die heutige Trauerkultur. In einem Schweizer Krankenhaus erinnert das Pflegepersonal in einer alljährlichen Gedenkfeier gemeinsam an die verstorbenen Patienten: „In der Cafeteria wird die Liste der gestorbenen Patienten laut verlesen, danach folgen Gedichte oder Musikstücke, und zum Zeichen der Hoffnung und der Erneuerung wird eine Kerze angezündet. Anschließend sitzt man bei Kaffee und Kuchen zusammen - dieses gemeinsame Essen und Reden entspricht einem der wichtigsten Begräbnismerkmale.“

Der Grundgedanke, Sterben und Tod nicht zu funktionalisieren, sondern zu begleiten, wirkt mittlerweile auch ins Bestattungswesen hinein. Bestes Beispiel ist eine 1991 von dem Theologen und SPD-Kirchenreferenten Rüdiger Reitz initiierte Bestattungsgenossenschaft, die den programmatischen Namen „Begleitung eG“ trägt. Sie beruht auf dem alten Gedanken der solidarischen Selbsthilfe, der bis ins 19. Jahrhundert beispielsweise die Bestattungen bei Handwerkerzünften prägte. Im frühen 20. Jahrhundert wurde diese Tradition nicht-profitorientierter Bestattungen von der organisierten Arbeiterbewegung aufgegriffen, unter anderem in den bereits erwähnten Feuerbestattungsvereinen. Die Begleitung eG sieht den Tod jedoch nicht nur als technisch-organisatorisches, sondern auch als psychosoziales Problem, wie ihr Mitarbeiter Manfred Weißkopf erzählt: „Wenn einer weiß, daß er sterben muß, dann versuchen wir, eine psychosoziale Betreuung zu realisieren. Dafür arbeiten wir mit ehrenamtlichen Sterbebegleiterinnen zusammen, die von uns in entsprechenden Seminaren ausgebildet worden sind.“ Dieses psychosoziale Angebot bezieht sich auch auf die Trauerphase nach dem Tod. In Gesprächskreisen oder Einzelgesprächen, die durchschnittlich über ein halbes oder ein ganzes Jahr laufen, wird den Hinterbliebenen bei der Trauerarbeit geholfen. Die bei der Bestattungsgenossenschaft tätige Psychologin Michèle Mermagen berichtet: „Viele Menschen denken, es sei nicht normal, wenn sie ‘in Trauer’ leben. Häufig sendet nämlich das berufliche oder private Umfeld entsprechende Signale aus. Diese Menschen brauchen im Grunde nur die Gewißheit, daß Trauer etwas völlig Normales ist und daß man sie auch nach außen zeigen kann und darf. Dann haben sie zwar immer noch den Trauerprozeß vor sich, müssen aber nicht mehr mit dem Gefühl leben, daß mit ihnen ‘etwas nicht stimmt’.“ Das Problem sei - so erläutert die Psychologin - jene Isolation zu überwinden, die von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen hervorgerufen werde. Typisches Beispiel ist das öffentliche Tragen von Trauerkleidung. Wird es bei der eigentlichen Abschiedszeremonie noch toleriert, so fühlen sich viele Menschen spätestens dann im Abseits, wenn sie es auch nach der Bestattung noch für längere Zeit tun.

Über die psychosoziale Betreuung hinaus bietet die Kölner Bestattungsgenossenschaft ein kulturelles Rahmenprogramm zu Sterben, Tod und Trauer an. Regelmäßige Vorträge, Lesungen und Diskussionsrunden sowie Seminare, Ausstellungen und Broschüren sollen für einen anderen, selbstbe-

stimmteren Umgang mit dem Tod sensibilisieren. Wie Michèle Mermagen berichtet, nehmen viele Leute dieses Angebot schon deswegen gern an, weil sie hier zum ersten Mal Gelegenheit finden, ihre Probleme besprechen zu können. Nach so manchem Vortrag bleibt man noch in Gesprächsrunden beisammen. Das entspricht durchaus den Vorstellungen von einem neuen Umgang mit dem Tod, wie sie von Rüdiger Reitz 1996 in seinen „Thesen zur Reform des Bestattungswesens“ zusammengefaßt und veröffentlicht worden sind. Er fordert darin, Sterben, Tod und Trauer mithilfe „solidarischer Milieus“ und „gemeinschaftlicher Selbsthilfe“ zu bewältigen. Gegenüber der nach wie vor dominierenden Zerlegung in funktionale Einzelelemente will er einem ganzheitlichen Umgang mit Sterben, Tod und Trauer zu seinen Ausdrucksformen verhelfen.

Daß dies keine bloße Theorie bleiben muß, haben die angeführten Beispiele gezeigt. Sie demonstrieren, daß das zutiefst humane Anliegen, den Menschen auch in ihrem Sterben und ihrem Tod beizustehen, nicht gänzlich verschüttet worden ist. Hospizbewegung, Sterbebegleitung und nicht zuletzt die Erfahrung der AIDS-Katastrophe halten der herrschenden Enteignung des Todes ihre neuen Formen der Solidarität entgegen - ein soziales Kapital, das sich widerborstig zeigt gegenüber der manchmal zynischen Brutalität des reinen Rationalitätsdenkens. Aus ganz unterschiedlichen Richtungen entstanden, vertreten sie das gemeinsame Ziel, den Tod nicht jenen zu überlassen, denen Funktionalität oder kommerzielles Gewinnstreben wichtiger sind als ein menschenwürdiger Abschied.

Einer solchen, solidarischen Einstellung entspringt es auch, wenn in Hamburg derzeit die Eröffnung eines AIDS-Hospizes vorbereitet wird. Getragen von der Initiative „Hamburg Leuchtturm“, wird es künftig zehn AIDS-Kranken in ihrer letzten Lebensphase individuelle Betreuung statt gesellschaftlicher Ausgrenzung bedeuten. Auch die eingangs erwähnten Pflastersteine und die Gemeinschafts-Grabstätte für AIDS-Tote sind Ausdruck dieser Solidarität - zugleich sind es neue, unkonventionelle Orte der Erinnerung für jene, denen die gesellschaftliche Diskriminierung das Sterben nicht gerade erleichtert hat. Der Memento-Mitbegründer Rolf Erdorf faßte seine persönliche Anteilnahme einmal in folgendem Versprechen an einen eben verstorbenen Freund zusammen: „Ich kümmere mich um dich, bis du gut unter der Erde liegst.“ Ähnlich wie die einfachen Holzkreuze für die namenlosen Strandleichen auf dem kleinen Amrumer Friedhof, von dem im Vorwort die Rede war, so bewirkt auch dieser, über den Tod hinausreichende Ausdruck von Humanität, daß eine Spur von denen zurückbleibt, „die schon von uns gegangen sind, ehe sie ankamen“.